Klostergeschichten.

Von

Ernst Capendu.

Autorisirte Ausgabe.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1868.
A. Hartleben's Verlag.

Erstes Capitel.

Das Souper.

Chastenay stand noch auf der Schwelle der Thür des Gartens. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen die Mauer, kreuzte die Arme und ließ seine Blicke in der kleinen Gasse umherschweifen.

»Zum Teufel!« sagte er mit einer Bewegung der Ungeduld, »soll ich denn die ganze Nacht hier stehen, ohne etwas zu sehen oder zu hören? Seit zwei Stunden bin ich hier und warte, ohne daß nur das Mindeste sich zeigt. Was macht Dago? Er ist in den Gärten des Hotels d'Auvergne. Wenn er nicht wieder kommt, so hat er eine Spur gefunden und wartet den Augenblick ab, wo er handeln kann. Er besitzt die Geduld des Fuchses. Sobald er seine Beute hat, wird er sie mir bringen.«

Renaud hing noch eine Weile so seinen Gedanken nach, dann richtete er den Kopf empor und sagte:

»Was bedeutet die Botschaft und der Brief Henriettens? Sie schreibt mir, sie werde um ein Uhr hier sein, gleichwohl aber sehe ich sie nicht. Sollte Nébouchel sie verhindert haben, das Haus zu verlassen? Dies ist nicht gut wahrscheinlich. Wenn aber der Wagen in der Rue de Belle-

chasse hielte und Henriette nicht wagte, allein in das Gäßchen herein zu kommen?«

Die Thür schließend ging er mit langsamen Schritten in der Richtung der Rue de Bellechasse, die ganz menschenleer und mondhell war.

»Ich sehe schon, Henriette kommt nicht, und dies ist auch am besten so. Was hätten wir machen, was hätten wir sagen sollen?«

Er drehte sich auf dem Absatz herum, um in die kleine Gasse zurückzukehren, und seine Züge verklärten sich von einem neuen Gedanken.

»Denise!« sagte er in zärtlichem Tone. »Ach, schon wenn ich diesen so süßen Namen nenne, fühle ich mein Herz schneller schlagen! Denise, und in einem Monat ist sie die Vicomtesse von Chastenay! Ach, wie herrlich ist doch die Liebe!«

Mit poetischer Geberde hob Renaud seinen Hut und begrüßte ehrerbietig den Namen, den er soeben ausgesprochen.

»Mein Weib,« hob er in liebkosendem Tone wieder an, »mein Weib! Kann wohl der Mensch, nachdem er meine Mutter gesagt hat, etwas Schöneres aussprechen?«

Er lenkte seine Schritte wieder nach dem Garten, blieb aber plötzlich stehen, denn er hörte das Geräusch rollender Wagenräder, welches immer stärker ward.

»Das ist Fresnes; o, er muß glücklich sein, denn er kommt schnell wieder.«

Und umkehrend ging er rasch nach der Rue de Bellechasse. Die Berline kam an und Joseph zwang das Gespann, vor dem Vicomte Halt zu machen.

»Du bist es!« rief der Graf von Fresnes mit dem Ausdrucke der Freude, indem er den Wagenschlag öffnete.

Renaud umschlang ihn in dem Augenblicke, wo er zur Erde sprang, mit seinem Arme und beroch ihn eifrig.

»Ah,« sagte er lächelnd, »es ist die Rose!«

Der Graf überreichte ihm eine halb aufgeblühte Rosenknospe.

»Dann liebt sie Dich also!«

»Ja, sie liebt mich, wie Denise Dich liebt. Ha, wir sind Einer so glücklich wie der Andere!«

»Bei Gott! Wir haben das Glück in den Händen; lassen wir es nicht los.«

Nachdem der Vicomte dies gesagt, faßte er Fresnes beim Arm und bog ihn in das Gäßchen.

»Komm',« sagte er.

Joseph fuhr im Schritte die Rue de Bellechasse hinauf, bog dann links ab und fuhr den Wagen bis an den Eingang des Hotels. Dies geschah in dem Augenblicke, wo der Graf und Chastenay in den Garten traten. Beide durchschritten rasch die Gänge und gewannen die Orangerie, um sich mittelst der kleinen Wendeltreppe nach dem Toilettecabinet hinaufzubegeben, welches ihr Lieblingszimmer war, weil es den beiden Zimmern zum Vereinigungspuncte diente. Dieser kleine, orientalisch eingerichteten, mit Divans umgebene Salon war hell erleuchtet.

Auf einem in der Mitte des Zimmers stehenden ovalen Tisch war ein kaltes Souper aufgetragen, bei dessen Anblick jedem echten Gourmand das Herz im Leibe lachen mußte.

Die damals sehr beliebten, mussirenden Rheinweine

nahmen in silbernen, schön ciselirten Becken ihr Eiswasserbad. Das ganze Service bestand aus böhmischem Glas und sächsischem Porzellan.

Als der Graf eingetreten war, blieb er vor dem Tische stehen und stieß einen Ruf des Erstaunens und der Freude aus.

»Ei,« rief er, »wem verdanke ich, wenn ich fragen darf, diese sehr liebenswürdige Ueberraschung?«

»Dem Vergnügen, dein Glück zu feiern, wie Du das meinige gefeiert hast! Ich war fest überzeugt, daß Du eine Rose mitbringen würdest und ließ deshalb durch Saint Jean, meinen Kammerdiener, dieses Service aus meinem Hotel holen.«

»Nun denn zu Tische!« sagte der Graf, indem er seinen Hut fortwarf und einen Stuhl herbeizog.

Renaud setzte sich ihm gegenüber. Sie waren allein in dem Boudoir ohne Diener. Beide Cavaliere erhoben sich mit gefüllten Gläsern gleichzeitig.

»Auf unsere Liebe!« sagte Renaud.

»Und auf unsere Freundschaft!« antwortete Bernard.

Die Gläser klangen und die Hände drückten sich herzlich.

»Also,« sagte der Vicomte, indem er seinem Freund wieder einschenkte, »Alles geht gut?«

»So gut, daß es gar nicht besser gehen könnte,« antwortete der Graf mit dem Ausdruck überwallender Freude. »Ich hätte nicht blos nie mehr gehofft, sondern ich konnte auch nicht so viel hoffen.«

»Wirklich?«

»Ich sage Dir nochmals, daß ich bei Mademoiselle

Jeanne in derselben Situation gewesen bin, wie Du in Gegenwart Denise's. Hättest Du das gehofft?«

»O nein.«

»Nun, ich auch nicht. Und ich habe Dir, als ich aus dem Wagen stieg, gesagt, was Du mir sagtest, als Du in denselben stiegst. Sie liebt mich und sie wird mich lieben.«

»Ja, wir werden unsern Wahlspruch: Zwei in Einem stets rechtfertigen.«

»Und nichts wird uns entzweien können. Unsere bei den Engel werden uns vereinigen.«

»Nun aber sage mir Alles.«

»Dies wird sehr bald geschehen sein. Nach einer schnellen Fahrt war ich drei Viertel auf zwölf vor der Thür des Gemüsegartens, welche Jasmin mir sofort öffnete. Ich hatte mich im Wagen angekleidet und gab Jasmin die seidene Schnur.«

»Warum gabst Du sie ihm?«

»Damit er sie an dem Dache befestigte und ich hinaufsteigen könnte.«

»Eine gute Idee! Und dann?«

»Den Gemüsegarten ohne die mindeste Furcht durchschreitend, erreichte ich sehr bald die Façade des Klosterflügels, in welchem Jeanne's Zelle sich befindet. Mich halb in das Laubwerk der Jasminbüsche und Kletterrosen verkriechend, welche sich an der ganzen Mauer emporrankten, wartete ich. Nach einer Weile ließ sich ein leichtes Rascheln in der laubreichen Hecke vernehmen und ich ergriff das Ende der seidenen Schnur, welches neben mir herabfiel.

»Nicht wahr,« fragte Renaud lächelnd; »es war ein

Glück, daß ich auf die Idee kam, sie von grüner Seide fertigen zu lassen?«

»Das ist wahr; auf diese Weise kann man sie in dem Laubwerk nicht sehen. Ich zog an der Schnur, um mich zu überzeugen, daß sie fest angeknüpft war, und stellte mich gerade unter das Fenster von Jeanne's Zelle. Es fehlten noch fünf Minuten zu zwölf und während dieser kurzen Augenblicke des Wartens pochte mir das Herz, als wollte es bersten.«

»Ich verstehe das. Und als es zwölf schlug —«

»Bebte ich, so zu sagen, nicht mehr. Mein Athemzug stockte, und keuchend und unbeweglich stand ich da, den Tod oder das Leben erwartend. Beim sechsten Schlag der Uhr, welche sehr langsam schlug, fiel diese Rosenknospe in meine Hände.«

»O!« rief Renaud.

»Du eräthst, was in mir vorging. Ich bedeckte diese Knospe mit Küssen, faßte sie zwischen die Zähne, ergriff die Knotenschnur und kletterte mit einer Behendigkeit und einer Schnelligkeit hinauf, welche mir gestatteten, meine Lippen auf die kleine bebende Hand zu drücken, welche auf dem Sims des Fensters ruhte.«

»Ah, das ist nett!« sagte Renaud. »Ich hätte dabei sein mögen, um Alles zu sehen. Und was sagte sie zu Dir?«

»Sie sagte nur ein Wort, welches ihr der Schrecken eingab, als sie mich so über dem Abgrund hängen sah, das Wort: »Kommen Sie!! Kommen Sie!« ich klammerte mich an dem untern Fenstersims an, was mir durch die zahlreichen, durcheinander verschlungenen Jasmin- und Rosenbaumäste sehr erleichtert ward. Als ich in die Zelle sprang,

sank die bereits halb ohnmächtige Jeanne in einen Sessel. Die Gemüthsbewegung und Furcht hatten sie vernichtet. Ich kniete zu ihren Füßen nieder, ergriff ihr Hände, küßte dieselben und sagte: »Ich liebe Sie!«

»Und das rief sie wohl wieder in's Leben zurück?« fragte Renaud lächelnd.

»Sie schlug die Augen auf, sah mich lange an und brach dann in Thränen aus.«

»Sie weinte?«

»Ja.«

»Ha,« sagte Renaud, der immer bewegter ward, »dieses anbetungswürdige junge Mädchen ist ja ein Engel!«

Fresnes drückte ihm die Hand.

»Was soll ich Dir noch sagen? Wir plauderten eine Stunde lang miteinander und diese Stunde war für mich die erste einer reinen Liebe, die mein Herz empfunden hat. Ach, ich kann Dir nur wiederholen, was ich schon gesagt habe: Ich liebe Jeanne, wie Du Denise liebst! Und in vier Wochen wird sie dein Weib sein?«

»Ja, das ist abgemacht. Wir werden in einer und derselben Capelle vermält werden.«

Beide sahen einander mit rührender Bewegung an. Sie standen einander gegenüber, durch den Tisch getrennt.

Plötzlich, mit einer und derselben Bewegung, verließen Beide ihren Platz und stellten sich auf dieselbe Seite.

Beide, dem überwallenden Herzen gehorchend, drückten einander die Hand.

»Ha,« sagte Renaud, indem er seine funkelnden Blicke gen Himmel richtete, »Du siehst, Freund, daß ich Recht,

tausendmal Recht hatte, als ich zu Dir sagte: Mein ganzes Glück kommt von Dir!«

»Und von wem kommt das meine, wenn nicht von Dir?«

»Und wenn man bedenkt, daß wir einander wechselseitig einen Bruder, ein Weib und eine Schwester geben werden!«

»Du siehst! Immer Zwei in Einem!«

Sie drückten sich nochmals die Hand und machten eine und dieselbe Bewegung, als sie Dago eintreten sahen, der zu der angelehnten Thür hereinschlüpfte.

Die Augen des Negers funkelten und auf seinen nackten Armen, deren Aermel bis zur Schulter aufgestreift waren, waren die Muskeln wie hervortretende Stricke sichtbar.

»Nun?« sagte Renaud, »ist es Dir gelungen?«

»Ja, Herr.«

»Du hast den Mann festgenommen?«

»Zwei festgenommen.«

»Du hast zwei Männer festgenommen?« rief Renaud überrascht.

»Ja, Herr.«

»In dem Garten des Hotels d'Auvergne?«

»Hotel d'Auvergne, Hotel Molé.«

»Und wo sind sie?«

»Im Garten.«

»Aber sie werden entfliehen.«

Dago lächelte.

»Nein, Herr, fest gebunden mit Strick.«

Dago begleitete diese Antwort mit einer doppelten

Geberde, mit welcher er die Bewegung nachmachte, womit er die Knoten geknüpft.

»Dann sind sie also im Garten und fest gebunden?«

»Ja, Herr. Dago sollen herbringen?«

»Ja, bringe sie hierher.«

Dago drehte sich auf der Ferse herum und verschwand die kleine Treppe hinunter.

»Aber,« fragte der Graf von Fresnes, nicht wenig erstaunt, »was soll das heißen?«

»Es soll heißen, daß, seitdem Du nicht hier gewesen, sehr sonderbare Dinge passirt sind.«

»Was denn?«

»Du entsinnst Dich wohl noch des Mannes, den dein Wagen beinahe überfahren hätte und der über die Mauer des Hotel d'Auvergne sprang?«

»Ja, aber ich hatte das in meinem Glücke vergessen. Und dieser Mann?«

»Laß' mich Dir Alles in zwei Worten erzählen. In dem Augenblicke, wo dein Wagen sich entfernte, kehrte ich in den Garten zurück und fand Dago, der mich auf der Schwelle der Thür erwartete. Er hielt ein kleines Packet in den Händen, welches man ihm soeben für mich gegeben.«

»Und was war darin?« fragte neugierig der Graf, welcher ohne Zweifel an Denise dachte.

Renaud suchte in der Tasche seines Rockes und nahm die kleine Pappschachtel heraus, welche er Fresnes reichte. Dieser öffnete sie, drückte auf die Feder des Medaillons und stieß einen Ruf des Erstaunens aus.

»Henriette!«

»Ja wohl, sie selbst. Nun lies diesen Brief hier.«

Der Graf schlug diesen Brief auseinander und las rasch.

»Und ist sie gekommen?«

»Nein.«

»Aber warum hat sie denn geschrieben, daß sie kommen würde?«

»Jetzt, wo Du die Botschaft kennst, laß' mich zu Ende erzählen. Während ich auf Henriettens Ankunft wartete, deren Ursache ich übrigens aus dem Inhalte des Briefes nicht ersehen konnte —«

»O doch, Du mußtest es verstehen, Du hattest ihr ja geschrieben.«

»Ich habe ihr keine Zeile geschrieben.«

»Aber sie antwortet ja auf deine Frage und Du bezeichnest ihr selbst den Eingang des Gartens durch das Gäßchen.«

»Das verstehe ich eben nicht,« sagte Renaud. »Ich habe nicht ein Wort geschrieben und an Henriette seit dem Briefe, den ihr ihr Gatte in's Kloster getragen, nichts wieder abgeschickt.«

»Du hast ihr wirklich nichts geschickt?«

»Ich kann weder Dich noch mich belügen wollen.«

»Aber wie erklärst Du denn diese Antwort?«

»Ich erkläre sie mir nicht. Es ist mir blos etwas eingefallen, was mich beunruhigt.«

»Und was ist dies?«

»Ich fürchte, daß man sich eines früher von mir, ohne daß ich wußte an wen, geschriebenen Briefes bedient, oder daß man meine Handschrift geschickt nachgeahmt hat, um Henrietten auf alle Fälle eine Schlinge zu legen.«

»Wer aber hätte dies thun können?«

»Das weiß ich nicht, gewiß aber ist, daß seit deinem Weggange bis zu deiner Rückkehr durchaus Niemand in dieses Gäßchen gekommen ist. Kaum aber fiel mir dies ein, so beauftragte ich Dago, den Mann zu suchen, der über die Mauer gesprungen war.«

»Und er hat ihn festgenommen?«

»Ich glaube es.«

»Wie, Du weißt es nicht gewiß?«

»Dago ist, seitdem er seine Verfolgung unternommen, jetzt zum ersten Male wieder dagewesen und folglich weiß ich noch gar nichts.«

»Aber das ist sonderbar,« sagte der Graf. »Dago wird jetzt, wie er sagte, die beiden Männer bringen, die er festgenommen hat, und wir werden sie vielleicht zum Sprechen bringen können.«

»Wie wäre es, wenn wir in den Garten hinuntergingen?«

»Ja, wir wollen hinuntergehen,« sagte Renaud.

Sie erhoben sich Beide und lenkten ihre Schritte nach der Treppe; in diesem Augenblicke aber öffnete sich die Thür und Dago erschien von Neuem.

»Herr,« sagte er eifrig, »kommen!«

»Wir folgen Dir,« sagte Renaud.

Dago war barfuß und seine Schritte machten kein Geräusch. Alle Drei gingen in den Garten hinunter. Dago den beiden Cavalieren voran.

Als man aus der Orangerie heraustrat, bog er rasch in die Allee links ein, durchschritt den Garten in seiner ganzen Breite und erreichte die Scheidemauer zwischen dem

Garten des Hotels de Fresnes und dem Garten des Hotels d'Auvergne.

Dann blieb er vor einem an die Mauer grenzenden Boskett stehen und forderte Renaud und Fresnes durch eine Geberde auf, hinzuschauen.

Beide bückten sich unter das Boskett.

Ausgestreckt auf dem Sande lag ein festgebundener Mensch auf dem Rücken. Die Füße waren übereinandergekreuzt und fest mit einem Stricke gebunden, der, bis auf den Rücken hinaufreichend, auch die beiden Handgelenke fesselte.

Diese anscheinend so einfache Fesselung hatte den Zweck, den Mann, der hier auf dem Rücken lag, zu verhindern, den Körper zu biegen und sich aufzurichten zu versuchen. Dieser doppelte Knoten um die Knöchel und die Handgelenke zwang den Körper, sich vollständig unbeweglich zu halten.

»Wenn dieser da entfliehen sollte, so müßte er viel Glück haben,« bemerkte Fresnes lächelnd.

»Hotel d'Auvergne!« sagte Dago, indem er auf den Gefesselten zeigte.

»Ah, das ist der, welchen ich beinahe überfahren hätte.«

»Und der Andere?« fragte Renaud.

»Kommen, Herr!«

Dago durchschritt den Garten in schräger Richtung zu dem Wege, welchen er bei dem Austritte aus der Orangerie eingeschlagen. Auf der andern Seite befand sich die Mauer des Gartens des Hotels Molé. Hier lag auf einer

Bank ein zweiter Mann, der genau ebenso gefesselt war wie der, welcher im Boskett lag.

»Hotel Molé!« sagte Dago, indem er auf den Mann zeigte.

»Hast Du nicht auch einen Dritten festgenommen?« fragte der Graf.

»Nein,« sagte Dago.

Dann wendete er sich zu Renaud und setzte hinzu:

»Kommen, her!«

»Wohin?« fragte der Vicomte.

Dago zeigte auf die Gartenthür, welche in das Gäßchen hinausführte.

Fresnes und Chastenay sahen einander mit Erstaunen an und folgten dann, ohne weiter etwas zu äußern, dem Neger, der ihnen mit beschleunigtem Schritt voranging.

Dago forderte den Vicomte durch eine Geberde auf, die Thür zu öffnen und dann sagte er, ehe er in das Gäßchen hinausging, mit sehr leiser Stimme:

»Nicht sprechen, kein Geräusch — sehen.«

Nachdem er dies gesagt, ging er zuerst hinaus. Renaud und Bernard sahen einander wieder an, folgten ihm aber ohne Zögern.

Dago wendete sich rechts nach der Seite, welche der nach der Rue de Bellechasse führenden entgegengesetzt war und blos an dem Hotel de Fresnes und dem Hotel Molé vorbei in eine Sackgasse auslief.

An dem äußersten Ende derselben befand sich ein mit Stroh gedecktes kleines Haus, welches von dem Stallmeister des Grafen zur Aufbewahrung des nöthigen Pferdefuttervorraths benutzt ward.

Dago öffnete die Thür und forderte die beiden Cavaliere durch eine stumme Geberde auf, ihm in diese Scheune zu folgen. Im Innern derselben herrschte vollkommene Dunkelheit, nachdem man aber einige Schritte gethan, gewahrte man ein breites niedriges Dachfenster, welches hoch in der Mauer angebracht und mit einem eisernen Kreuz versehen war. Der helle Mondschein beleuchtete diesen leeren Raum.

Die terrassenförmig aufeinander gehäuften Strohbündel gestatteten, bis zur Höhe jenes Fensters hinauf zu klettern. Dago machte seinem Herrn verständlich, daß er diesen künstlichen Hügel ersteigen müsse.

Renaud und Bernard, die in immer größeres Erstaunen geriethen, begannen die Ersteigung und kletterten bis an das Dachfenster, welches auf die Rue du Bac zwischen den beiden Hotels Molé und Valbolle ging.

Die beiden Freunde richteten sich auf und schauten auf die Straße hinab. Hier sahen sie, ihnen gegenüberstehend, ein mit einem Pferde bespanntes Cabriolet und einen Diener, der das Pferd kurz am Zügel hielt.

Nachdem der Vicomte mehrere Minuten lang hinausgeschaut, sagte er mit Ueberraschung:

»Dieses Cabriolet kenne ich! Es ist das Nébouchel's!«

»Dieses Cabriolet?«

»Ja wohl! Er hat es bei meinem Wagenbauer ganz nach dem Modell des meinigen fertigen lassen.«

»Dann ist Nébouchel also in diesem Augenblick in unserer Nachbarschaft?«

»Ich glaube es, da sein Cabriolet hier ist.«

»Was will er aber hier?«

»Das weiß ich nicht. Wenn ich es wüßte, so würde ich es Dir sagen.«

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein. Dann sagte Renaud rasch und leise zu dem Grafen:

»Da ist Nébouchel; schau!«

In der That kam Nébouchel in seinen großen Mantel gehüllt die Mauer entlang und lenkte seine Schritte nach seinem Cabriolet.

Er stieg in dasselbe und fuhr fort.

»Was zum Teufel will Nébouchel hier machen?« fragte Fresnes wieder.

»Aber warum hat Dago uns hierhergeführt, um ihn zu sehen?« entgegnete Renaud, indem er zu begreifen suchte.

»Frag' ihn.«

Die beiden Cavaliere stiegen von dem Strohhügel wieder herunter.

Dago hielt auf der Schwelle des Scheunenthors Wache.

»Warum hast Du uns den Mann gezeigt, der soeben in seinem Cabriolet fortgefahren ist?«

»Herr, Mann in Gäßchen kommen die Nacht.«

»Ah, er ist diese Nacht in das Gäßchen gekommen?«

»Ja, Herr.«

»Wann kam er?«

»Eben erst, als Dago Männer forttrug.«

»Und als Du ihn in das Gäßchen kommen sahst, wo warst Du da?«

»Hotel Molé.«

»Dann hast Du ihn über die Mauer hinweg gesehen.«

»Ja, Herr; er gehen spazieren in Gäßchen und sehen in Garten von Herr.«

Renaud und Bernard sahen einander aufmerksam und fragend an.

»Nun,« fragte der Graf, »fängst Du vielleicht an ein wenig zu verstehen?«

»Ich glaube ja,« antwortete Renaud, den Kopf schüttelnd.

»Und was verstehst Du?«

»Daß dieser interessante Nébouchel, um seiner Frau und mir einen Streich zu spielen, recht wohl im Stande gewesen ist, an Henriette den Brief, den man ihr in meinem Namen überbracht hat, zu schreiben oder schreiben zu lassen.«

»Das kann wohl sein, aber dennoch möchte ich wissen, in welcher Absicht ein Mann wie Nébouchel einen solchen Scandal in's Werk setzen sollte.«

»Das weiß ich weiter nicht; einen Grund aber muß er haben.«

»Das ist gewiß.«

»Um diese Situation aufzuklären, könnte man vielleicht ein Mittel anwenden. Wie wäre es, wenn wir diese beiden Männer sprechen ließen?«

»Wir wollen es versuchen. Uibrigens müssen sie uns ja ohnehin sagen, was sie in den Gärten des Hotel Molé und des Hotel d'Auvergne zu suchen gehabt haben.«

»Dann, wenn dies deine Meinung ist, werden wir sie jeden einzeln befragen und genau an jeden dieselben

Fragen richten. Auf diese Weise werden wir wissen, ob sie uns belügen, oder ob sie die Wahrheit sprechen.«

»Ja, befragen wir sie, wo sie sind und ohne ihre Fessel zu lösen.«

»Es ist dies das Beste, was wir thun können.«

Die beiden Cavaliere lenkten ihre Schritte rasch nach dem Garten des Hotels de Fresnes.

Dago eilte voran, um die Thür zu öffnen.

Die beiden Freunde traten ein.

»Mit welchem wollen wir anfangen?« fragte Fresnes.

»Mit dem aus dem Hotel Molé,« antwortete Chastenay, »denn Nébouchel war dem Hotel Molé näher als dem Hotel d'Auvergne.«

»Das ist wahr.«

Die beiden Cavaliere nahmen die Richtung nach der Mauer links und erreichten die Allee, wo der Gefesselte auf der Bank lag.

»Er muß sprechen,« sagte Renaud.

»O, er wird auch sprechen! Sollte er wider Erwarten nicht sprechen oder Lügen machen, so würde man ihn in den Keller sperren, bis er die Wahrheit spräche.«

Sie kamen bei der Bank an, auf welcher der Mann unbeweglich lag, denn er konnte nicht die mindeste Bewegung versuchen.

Zweites Capitel.

Wie der Herr, so der Diener.

Während Chastenay und Fresnes sich mit den beiden von Dago festgenommenen Männern beschäftigten, fuhr Nébouchel's Cabriolet in scharfem Trabe entlang und es ging auf dieser Rückfahrt, wenn man sie mit der Abfahrt verglich, mit dem Baron eine Umwandlung vor. Obschon er allein war, so war seine Physiognomie doch mehr heiter als düster.

»Wohlan,« sagte er, sich brüstend, »sich täuschen ist immer noch besser als getäuscht werden. Sie ist nicht gekommen, folglich ist sie im Hotel zu Hause geblieben und hegt für mich bessere Gesinnungen, als ich vermuthete.«

So sagte er zu sich selbst, während er nach dem Pont Royal hinauffuhr. Als er den höchsten Punct dieser Anhöhe erreicht hatte, verdüsterte sein Gesicht sich allmälig. Als er auf der andern Seite hinunterfuhr, gewann seine Miene einen mürrischen Ausdruck, welcher eine Veränderung in seinem moralischen Zustande verrieth.

»Besser wäre es gewesen,« fuhr er mit sich zu sprechen fort, »viel besser wäre es gewesen, wenn sie gekommen wäre, denn dann hätte sie in Zukunft vollständig von mir abgehangen, während sie jetzt, wo sie nichts verbrochen hat, nur um so stolzer und herrischer gegen mich auftreten wird.«

Das Cabriolet fuhr, dem Quai rechts folgend, unter

der Arcade der Gallerie des Louvre hindurch, dann in die Rue des Ortins hinaus und lenkte in die St. Rue Nicaise hinein, welche damals die Mitte des Carrouselplatzes durchschnitt.

»Aber warum ist sie nicht gekommen?« fragte sich Nébouchel, indem er die Stirne runzelte.

In dem Augenblicke, wo er diese Frage an sich that, sah er sich genöthigt, sein Pferd plötzlich anzuhalten.

An der Biegung der engen Gasse wäre er mit seinem Cabriolet beinahe an einen Fiaker angerannt, dessen eines Hinterrad zerbrochen war. Umgeworfen hatte der Fiaker nicht, sondern er hing blos auf die Seite. Die Pferde waren abgespannt worden und der Kutscher war ohne Zweifel auch fort, denn der Wagen schien vollständig verlassen zu sein.

Die ganze Seite dieser engen Straße einnehmend, welche eben so wenig erleuchtet war, als es damals alle Straßen von Paris waren, konnte der Fiaker einen Unfall veranlassen, was auch beinahe mit dem Cabriolet Nébouchel's geschehen wäre.

Die schlechte Laune, welche sich schon des Barons bemächtigt, ward durch diesen Zwischenfall noch gesteigert und indem er einen boshaften Blick auf den halb umgestürzten Wagen warf, sagte er mit Heftigkeit:

»Der Teufel hole Alle, die in diesem verfluchten Fiaker gesessen haben.«

»Warum soll dieser Fiaker ein Verfluchter sein?« rief eine heisere Stimme, während ein mit einem runden Hut bedeckter dicker Kopf plötzlich aus dem Innern des Wagens durch das offene Fenster gefahren kam. »Worüber

beklagen Sie sich? Es ist Ihnen ja kein Haar gekrümmt worden. Und wenn Sie einmal Jemanden dem Teufel überantworten wollen, so thun Sie dies nicht mit den Personen, die in diesem Fiaker gesessen, sondern mit Denen, die diesen Unfall veranlaßt haben. Und überdies bin ich auch nicht dem Herrn böse, sondern blos dem Diener, denn der Herr war gut und freigebig. Er gab mir zehn Louisd'or zu den Reparaturskosten, und hat meinen kleinen Bürger und meine schöne Bürgerin in seiner Carrosse mitgenommen. Zum Teufel ist er ganz gewiß nicht mit ihnen gefahren.«

Nébouchel hörte von dem, was der Kutscher sagte, kein Wort. Sein Pferd vorsichtig führend, kam er ohne Unfall zwischen dem Fiaker und den an den Häusern stehenden Prallsteinen hindurch und konnte dann, ohne auf neue Hindernisse zu stoßen, weiterfahren.

»Ja, ja,« rief der Kutscher dem sich entfernenden Eigenthümer des Cabriolets nach, »wenn Sie sich an Jemanden halten wollen, so halten Sie sich nicht an meine Bürgerin, noch an meinen kleinen Bürger und auch nicht an mich, sondern an den Andern, der das Rad zerbrochen hat.«

Nébouchel war aber schon weit fort. Sein Pferd antreibend, erreichte er rasch die Rue Saint-Honoré, welche er bis zur Höhe der Rue Croix des Petits Champs durchfuhr.

Fünf Minuten später fuhr er in den Hof seines Hotels ein.

Der Stallknecht nahm ihm die Zügel ab und der Diener, der seinen Herrn begleitet hatte und kein Anderer

war als sein Kammerdiener, sprang vom Wagen herunter, um seinem Herrn beim Aussteigen behilflich zu sein.

»Vergiß nicht,« sagte Nébouchel mit leiser Stimme, »mir diesen Morgen deinen Bruder, sobald er kommt und zu welcher Stunde er auch kommen möge, zuzuschicken.«

»Herr Baron,« sagte der Kammerdiener ebenfalls in leisem Tone, »Joseph wird vor acht Uhr hier sein, dafern ihm nicht sein Dienst unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt. In diesem Falle bin ich aber überzeugt, daß er mich benachrichtigen lassen würde, damit ich Sie, Herr Baron, zeitlich genug in Kenntniß setzen kann.«

Nébouchel machte eine zustimmende Geberde, ging dann die Stufen der Rampe hinauf und wollte die Richtung nach seinem Zimmer einschlagen, als er, wie einem plötzlichen Gedanken gehorchend, auf der letzten Stufe unbeweglich stehen blieb und einige Secunden lang nachdachte.

Dann, nachdem er seinen Entschluß gefaßt, ging er in den engen Raum, welcher die Umfassungsmauer von der des Gebäudes trennte, und nahm seinen Weg gerade nach dem Garten.

Mitten auf dem Rasenplatze, dem Hauptgebäude gerade der Stelle gegenüber, wo sich die Gemächer der Baronin befanden, blieb er stehen.

Die Fenster des Boudoirs und das schmale Fenster des Thurmzimmers waren die einzigen Oeffnungen, welche die Zimmer nach dieser Seite des Gartens hatten. Die Fenster waren in tiefe Finsterniß gehüllt.

»Ist Henriette wirklich zu Hause, oder ist sie ausgegangen?« fragte sich Nébouchel. »Habe ich recht gesehen, oder bin ich blind?«

Er ging lange um den Rasenplatz herum und wußte nicht, was er thun sollte. Bald lenkte er seine Schritte nach der von den Orangeriebäumen in ihren Kästen gebildeten Allee, bald blieb er stehen, kehrte um und nahm den Weg nach dem Hof.

Dann machte er abermals Halt und kehrte wieder um.

Nach diesen zahlreichen Zögerungen machte er endlich eine Geberde, welche andeutete, daß sein Entschluß entgiltig feststand.

Rasch die Orangerieallee durchschreitend, lenkte er seine Schritte nach der Stelle, wo die kleine Treppe ausmündete, die mit dem Vorzimmer auf der rechten Seite des Boudoirs in Verbindung stand. Es war dies dieselbe Treppe, welche erst für Justine und dann für ihre Herrin von so großem Nutzen gewesen war und es nun auch für Nébouchel sein sollte.

In der kleinen Eingangshalle blieb der Baron wieder unschlüssig stehen. Nach einer Weile jedoch begann er die ersten Stufen langsam und vorsichtig zu ersteigen. Mitten auf der Treppe machte er Halt und horchte aufmerksam, indem er den Kopf herumdrehte.

Augenscheinlich wollte er diesem ganzen Zweifel, der ihn quälte, gründlich ein Ende machen.

Wieder aufwärtssteigend, erreichte er den Treppenplatz und blieb zum dritten Male stehen, um noch aufmerksamer zu horchen, als er die beiden ersten Male gethan.

Er tastete an der Thür herum, um das Schloß zu finden, denn die Finsterniß war so groß, daß er nicht sehen konnte. Endlich fand er den Schlüssel.

Er drehte ihn vorsichtig im Schlosse um, der Wider-

stand beim Oeffnen aber war eben so hartnäckig, als er einige Stunden früher an der Thür der Schlafkammer und der des Toilettecabinets gewesen.

Der Grund davon lag darin, daß diese Thür, eben so wie die beiden andern, von innen verriegelt war.

»Ja,« sagte Rébouchel, »da diese Nacht alle Thüren von innen verriegelt sind, so kann sie das Haus nicht verlassen haben.«

Nach kurzem Zögern wollte er wieder hinuntergehen, als er mit dem Ausdrucke der Hartnäckigkeit sagte:

»Ich muß aber genaue Beweise für Alles haben.«

Und er kehrte nach der Thür zurück, an deren Schlüssel er nochmals die Hand legte, um einen Versuch zum Oeffnen zu machen. Unglücklicherweise gelang dieser Versuch nicht.

Nun einen energischeren Entschluß fassend, pochte er leise an. Da hierauf keine Antwort erfolgte, so pochte er immer stärker bis zu einem Fortissimo, welches die Töne einer heutigen Ophikleide übertäubt haben würde.

Als er in dieser furchtbaren Trommelei endlich eine Pause machte, sagte eine sanfte schleppende Stimme, nachdem sie ein langes Gähnen hören lassen, durch die Thür hindurch:

»Wer weckt mich denn auf diese unhöfliche Weise aus dem Schlafe? Wer seid Ihr und was wollt Ihr?«

Henriettens Stimme war es aber nicht, welche dies sagte.

»Man öffne,« rief Rébouchel in gebieterischem Tone, »ich befehle es!«

»Ich soll öffnen?« wiederholte die Stimme. »Wem denn, wenn ich fragen darf?«

»Mir!« antwortete der Baron in feierlichem Tone.

»Ihnen? Wer sind Sie?«

»Wie, kennen Sie mich nicht?« rief Nébouchel ungeduldig.

»Nein, durchaus nicht,« antwortete die Stimme, deren Ton jetzt nicht mehr schleppend, sondern sehr munter war. »Wenn ich übrigens auch diese Stimme, welche man durch diese Thür hindurch nur undeutlich vernimmt, kennte, so würde ich doch nicht öffnen, so lange ich nicht ganz genau wüßte, wer draußen steht.«

»Ich bin der Baron von Nébouchel,« sagte Zephirin.

»Und Sie wollen herein?« fragte die Stimme nach ziemlich langem Schweigen.

»Ja,« sagte Nébouchel ungeduldig.

»Um Madame zu sprechen?«

»Ja. So öffnen Sie doch.«

»Ich kann nicht, Herr Baron.«

»Und warum nicht?« fragte Nébouchel zornig, indem er wieder an die Thür donnerte.

»Weil Madame mir verboten hat, in der Nacht zu öffnen, möge Einlaß begehren, wer da wolle.«

»Ich will aber hinein!« rief Nébouchel mit Autorität.

»Justine!« rief eine entfernte Stimme, »wer erlaubt sich so an meiner Thür zu lärmen?«

Nébouchel erkannte die Stimme seiner Gattin, und hörte sofort auf zu pochen.

»Es ist der Herr Baron, welcher anpocht,« antwortete Justine.

»Wer ist es?« fragte Henriette in trägem Tone, und indem sie that, als hätte sie das, was ihre Zofe sagte, nicht verstanden.

»Ich sage, der Herr Baron, Madame,« wiederholte Justine.

»Mein Herr Gemal?« sagte Henriette. »Welche Zeit ist es denn?«

»Drei Uhr fünf Minuten, Madame.«

»Drei Uhr Morgens! Du bist von Sinnen, Justine. Zu dieser Stunde kann Niemand an meine Thür pochen.«

»Aber man hat gepocht, Madame, und zwar so stark, daß ich dadurch aus dem Schlafe aufgeschreckt worden bin.«

Alle diese Worte wurden so laut gesprochen, daß Nébouchel kein Wort davon entgehen konnte.

Nach dieser geräuschvollen Conversation trat längeres Schweigen ein. Nébouchel wagte nicht mehr zu sprechen, noch zu pochen, noch zu rufen. Er wartete.

Als ihm dieses Schweigen endlich unerträglich ward, wagte er leise mit dem Finger zu klopfen.

»Sind Sie es wieder, mein Herr?« fragte die Stimme Henriettens, die ganz in der Nähe sein mußte, durch die Thür hindurch.

»Ja, Madame, ich bin es!« antwortete Nébouchel in sehr sanftem Tone.

»Dann sind Sie also noch nicht fort?«

»Ich wartete, Madame.«

»Sie erlauben sich zu sagen, Sie hätten gewartet? Das ist aber ein großer Mangel an Respect, mein Herr. Wie wollen Sie die Zudringlichkeit rechtfertigen, womit Sie mich auf diese Weise mitten in der Nacht aufwecken?

Sie haben keine Lebensart, mein Herr! Lernen Sie erst, was schicklich ist.«

»Aber, Madame, ich —«

»Sie kommen wohl aus dem Wirthshause, mein Herr?« hob Henriette in zermalmend verächtlichem Tone wieder an, »denn Sie müssen betrunken sein, sonst könnte man Ihnen diesen gräßlichen Lärm, diesen Scandal mitten in der Nacht nimmermehr verzeihen.«

»Aber ich bitte Sie, Madame,« sagte Nébouchel in flehendem Tone, »lassen Sie mich —«

»Entfernen Sie sich, mein Herr,« sagte Henriette in streng gebieterischem Tone. »Entfernen Sie sich; ich befehle es Ihnen. Ich will Sie weder empfangen, noch sehen, noch hören. Bestehen Sie nicht auf Ihrem Verlangen. Sprechen Sie kein Wort weiter, sonst lasse ich auf der Stelle anspannen und fahre in das Kloster zurück, um die Lösung einer Ehe zu verlangen, die mir widerwärtig ist. Nach einem solchen Scandal und mit Hilfe eines meiner Cousins, eines hochgestellten Cavaliers, der mein einziger Verwandter ist und mich ganz gewiß unter seinen Schutz nimmt, würde mir dies sehr leicht werden. Noch einmal, mein Herr, sprechen Sie kein Wort, sondern entfernen Sie sich. Ich will es. Kehren Sie sofort in Ihre Gemächer zurück, um sich wieder in einen anständigen Zustand zu versetzen.«

Das leichte Geräusch der weichen Pantoffeln verrieth, daß Henriette, ohne Zweifel um keine Antwort zu hören, die auf die kleine Vorhalle herausführende Thür verließ, um durch das Boudoir in ihr Zimmer zurückzukehren.

Nach dieser mit lauter Stimme durch die Thür hindurch geführten Conversation, welche dem Horcher keine

Entgegnung gestattet hatte, verhielt Nébouchel sich schweigend, unbeweglich und unentschlossen, was er thun sollte.

So verging eine ziemlich lange Weile. Dann faßte er einen Entschluß, verließ den Treppenplatz und ging langsam die Stufen hinunter, die in den Garten führten.

»Ihr Cousin ein sehr hochgestellter Mann,« sagte er bei sich selbst, indem er auf der Schwelle der Eingangshalle stehen blieb. »Von dieser Verwandtschaft habe ich niemals sprechen hören.«

Mit einem gewissen Grad von Stolz richtete er sich auf.

»Wenn ich nun aber doch durch meine Vermälung vornehme Verwandte bekommen hätte,« hob er wieder an. »Wenn ich, der Baron von Nébouchel, der ich sehr reich bin, einen hochgestellten Mann zum Cousin hätte, so wäre dies sehr angenehm.«

Nébouchel legte die Hände auf den Rücken und ging wie ein Mensch, der tief nachdenkt, hin und her.

»Wenn es ein Herzog wäre!« sagte er bei sich selbst, »ein Herzog und Pair!«

Er hatte eben das äußerste Ende der Orangerieallee erreicht und trat in den öden, leeren Hof. Die Stufen der Rampe ersteigend, ging er in sein Zimmer hinauf, wo sein Kammerdiener ihn erwartete.

Dieser Kammerdiener, welcher derselbe war, der ihn in seinem Cabriolet begleitete, hatte sich das ganze Vertrauen seines Herrn zu erwerben gewußt und beutete es als intelligenter Diener so viel als möglich aus, obschon dies nicht sehr leicht war.

»Wenn,« sagte Nébouchel, »Joseph nicht heute Mor-

gen acht Uhr hier ist, so wirst Du ihn bei dem Grafen von Fresnes aufsuchen und ihm alle nähern Umstände abfragen, die ich kennen und wissen muß.«

»Sie können auf mich und meinen Bruder rechnen, Herr Baron.«

»Er wird Alles wissen, was er wissen muß. Wenn ich gute Auskunft erhalte, so bekommt Ihr Jeder fünf Louisd'or. Verstehst Du, Picard?«

»Sie sind die verkörperte Freigebigkeit, gnädiger Herr,« sagte der Kammerdiener, indem er seinem Herrn beim Auskleiden behilflich war.

»Ich gebe Dir sofort einen Louisd'or mehr.«

Picard verneigte sich tief.

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, gnädiger Herr.«

Nébouchel streckte sich auf ein großes Bett, dessen Holzwerk beinahe eben so reich vergoldet war, wie das Bett Ludwigs XIV.

»Bedürfen Sie meiner Dienste noch weiter?« fragte der Kammerdiener.

»Nein, Picard, Du kannst Dich auch schlafen legen. Nur vergiß nicht, daß Du diesen Morgen, wenn ich zufrieden bin, fünf Louisd'or bekommen wirst und dein Bruder auch.«

»Heute Morgen, wenn Sie aufstehen, gnädiger Herr, sollen Sie über das, was Sie zu wissen wünschen, ganz genaue Auskunft erhalten.«

Und sich zum vierten Male tief verbeugend, verließ Picard rückwärtsgehend das Zimmer.

Als der die Thür geschlossen hatte, richtete er sich,

indem er sich auf dem Absatze drehte, flink empor und ließ das Goldstück, welches ihm sein Herr soeben gegeben, mit spöttischem, verächtlichem Lächeln in seiner Hand tanzen.

»Ha!« sagte er, die Achseln zuckend, »wenn dieser Baron fünfhundert Louisd'or werth wäre, wie schnell wollte ich ihn an den ersten Käufer, und ohne zu handeln, losschlagen.«

Er stieg, indem er dies sagte, rasch die Lauftreppe hinauf, welche nach den in der oberen Etage befindlichen Zimmern der Diener führte.

»Man weiß es nicht,« sagte er. »Madame muß vornehm und freigebig sein. Sie hat eine stolze Miene, welche Respect einflößt. Es muß angenehm sein, dieser Herrin zu dienen, und meiner Treue, wenn sie meine Dienste will, so soll sie Alles erfahren, und dieser Knauser soll hinter's Licht geführt werden, so oft es ihr beliebt. Ich werde kein Bedenken tragen.«

Er trat in den Corridor, der den Zugang zu seinem Zimmer bildete.

»Justine ist ein geriebenes Persönchen und es würde jedenfalls nicht schwer sein, sich mit ihr zu verständigen. Cordieu! Das wäre eine Lust! Gleich nach ihrer Ankunft hier hatte diese Justine nichts Eiligeres zu thun, als das Hotel von den Kellern bis zum Dachboden zu untersuchen. Ich führte sie überall hin. Ich werde sie wieder führen und zwar so weit als möglich.«

Er öffnete die Thür seines Zimmers und murmelte dabei:

»Im Laufe des Tages werden wir uns näher bespre-

chen und die fünf Louisd'or dieses Harpax sind das Handgeld für unsere künftige Bundesgenossenschaft.«

Drittes Capitel.

Der Brief.

In dem Augenblicke, wo Nébouchel die Orangerieallee passirt hatte, um wieder in den Hof zu gelangen und in sein Zimmer hinaufzugehen, war in Henriettens Zimmer ein lautes, nicht mehr zurückzuhaltendes Gelächter losgebrochen.

Die Herrin und die Zofe befanden sich Beide noch in dem Costüme, in welchem sie ausgegangen waren.

»Ha, wie gut spieltest Du die Schlafende,« sagte Henriette, immer noch lachend.

»Und Sie, Madame, wie gut spielten Sie die Erzürnte. Es war niederschmetternd zu hören.«

»Er wagte endlich auch nicht mehr zu antworten.«

»Diese ganze Affaire wird Ihnen von großem Nutzen sein.«

»Das glaube ich auch! In Folge des Lärms, den er sich diese Nacht erlaubt hat, bin ich ihn gewiß auf lange Zeit los.«

»Wir werden nach Belieben ausgehen können. Er wird glauben, man wolle ihm blos nicht antworten.«

»Ja! Es gibt aber dennoch etwas, was mich jetzt quält.«

»Und was wäre dies, meine schöne Gebieterin?«

»Die Unruhe, in welcher sich diese Nacht der Vicomte

befinden muß. Entweder wird er glauben, es sei mir etwas Schlimmes zugestoßen, oder ich habe ihn zum Besten halten wollen.«

»O, Madame, der Herr Vicomte wird nur an einen Unfall glauben, besonders nach dem Briefe, den ich ihm heute Abend gebracht.«

»Das ist wahr. Aber wie sollen wir es anfangen, um ihn zu benachrichtigen?«

»Madame, ich bin überzeugt, daß er selbst, und zwar nach nicht sehr langer Zeit, Alles zu erfahren suchen wird.«

»Glaubst Du das gewiß?«

»Herr von Chastenay ist vielleicht der geistreichste und beste Mensch, den ich jemals gesehen habe.«

»Ja,« sagte Henriette mit einem Seufzer, »er hat große Eigenschaften.«

»Und wenn er keine große Liebe zu Ihnen hat, Madame, so hat er doch große Zuneigung zu Ihnen, davon bin ich überzeugt.«

»Das glaube ich auch.«

»Deswegen sage ich, daß er so schnell als möglich die Ursache wird erfahren wollen, welche Sie abgehalten hat, sich heute Abend zu ihm zu begeben.«

»Aber wie soll er dies erfahren und wie kann ich es ihm mittheilen?«

»Das weiß ich freilich nicht, aber er —«

Justine stockte und sah ihre Herrin an.

»Man hat wieder an die Thür gepocht!«

»Ja, aber man pocht nicht mehr,« sagte Henriette horchend.

Sie warteten, aber es war kein Geräusch zu vernehmen.

»Wir haben uns geirrt,« sagte Justine.

»Nein, nein, ich hörte pochen, aber sehr leise.«

»Ja, es war mehr eine Warnung als eine Aufforderung zum Oeffnen. Wir wollen sehen.«

Sie verließen das Zimmer und durchschritten das Boudoir, indem sie blos eine einzige Kerze mitnahmen, welche von Justine getragen ward.

»Wer ist da?« fragte Henriette, indem sie in das Vorzimmer trat.

Es erfolgte keine Antwort.

»Ha!« rief Justine, indem sie sich bückte und ein zusammengefaltetes Papier ergriff, welches man unter der Thür hindurchgeschoben hatte.

»Ein Brief?« sagte Henriette, indem sie das Papier ergriff. »Es steht keine Adresse darauf.«

»O,« sagte Justine, »darnach brauchen Sie nicht erst zu suchen. Es muß ein Brief vom Baron sein.«

»Das ist wahr,« sagte Henriette lebhaft, »Da er mich nicht hat sehen können, so hat er mir schreiben wollen.«

»Wenn er schreibt, wie er spricht, so muß es sehr interessant sein. Er brachte Ihnen wohl oft Briefe mit in's Kloster.«

»Ja,« sagte Henriette mit einem Seufzer, »von ihm aber waren dieselben nicht geschrieben. Chastenay schrieb sie. Diese las ich auch mit großem Vergnügen, während dieser hier —«

Henriette schleuderte das Couvert, welches sie an der

einen Ecke gefaßt hatte, mit keineswegs liebenswürdigem Ausdrucke hin und her.

»Nun,« sagte Justine, »er kann vielleicht sehr drollig sein.«

»Wahrscheinlich enthält er von der ersten Zeile bis zur letzten weiter nichts, als eine Reihe Vorwürfe in allen Tonarten.«

»Lesen Sie ihn aber auf alle Fälle. Wenn er allzu langweilig sein sollte, so brauchen Sie ihn ja nicht zu Ende zu lesen.«

Henriette kehrte, während Justine ihr folgte, in ihr Zimmer zurück. Sie näherte sich dem Armleuchter und betrachtete das Couvert und das Siegel.

Auf dem Couvert stand kein einziger geschriebener Buchstabe und das Siegel hatte keinen Abdruck. Henriette erbrach es, riß das Couvert auf und nahm ein vierfach zusammengefaltetes Papier heraus, welches auf beiden Seiten vollgeschrieben war.

»O!« rief sie mit durch die Ueberraschung hervorgerufener Gemüthsbewegung, während ihre Wangen sich plötzlich dunkler färbten.

»Was gibt's?« fragte Justine unruhig.

»Dieser Brief —«

»Er ist wohl nicht vom Baron?« fragte die Zofe, als sie sah, daß ihre Herrin sich anschickte, ihn zu lesen.

»Nein.«

»Von wem ist er denn?«

»Vom Vicomte.«

Henriette fuhr fort mit großem Interesse zu lesen.

»Sie sehen wohl, Madame, daß ich Grund hatte,

zu vermuthen, Herr von Chastenay werde sich sofort mit Ihnen beschäftigen.«

»Ja, ja. Er selbst hat diesen Brief gebracht.«

»Er selbst hat ihn unter der Thür hindurchgeschoben?«

»Ja; er sagt es in seinem Briefe.«

Henriette machte eine Bewegung des Erschreckens.

»Ha,« rief sie, »er ist über die Mauer gesprungen und er muß auf demselben Wege wieder zurück. Wenn er fiele, wenn er Schaden nähme! O, wenn ich gewußt hätte, daß er es wäre, so hätte ich ihm den Schlüssel zur Thür gegeben.«

»Das ist wahr.«

»Mein Gott, wie unruhig bin ich!«

Und erbleichend setzte sie hinzu:

»O, wenn er Nébouchel im Garten begegnet wäre!«

»Fürchten Sie nichts, meine gute Herrin. Man würde Geräusch gehört haben.«

Dann ergriff sie rasch die Baronin bei der Hand und setzte hinzu:

»Horchen Sie, Madame.«

Henriette verhielt sich unbeweglich. Man hörte sehr deutlich das rasche Rollen eines sich entfernenden Wagens.

»Ha,« sagte sie mit einem Seufzer der Herzenserleichterung, »er fährt wieder fort! Gott sei gepriesen! Es ist ihm kein Unfall zugestoßen.«

Sie heftete ihre Augen wieder auf den Brief.

»O,« sagte sie heiter, indem sie die vier Seiten nach einander umwendete, »wie lange er ist!«

»Beschweren Sie sich darüber?«

»O nein. Er schreibt zu geistreich und zu artig, als

daß man seine Briefe nicht gern lesen sollte. Im Kloster war dies mein einziges Vergnügen.

Nachdem sie dies gesagt, fuhr sie in ihrer Lectüre weiter fort.

»Ha!« rief sie, nachdem sie einige Zeilen durchlaufen, mit einem Ausrufe des Erstaunens. Sie bezwang sich und fuhr fort zu lesen, jeden Augenblick entrangen sich einzelne Ausrufungen ihren Lippen. In ihren Zügen malten sich nach einander Erstaunen, Theilnahme und tolle Heiterkeit, denn alle Eindrücke des Briefes spiegelten sich auf ihrem Gesichte.

Justine betrachtete ihre Herrin mit großer Aufmerksamkeit und noch größerer Neugier. Sie wünschte augenscheinlich sehr, das Geheimniß des Briefes zu kennen. Henriette fuhr fort zu lesen und fortwährend Rufe der Ueberraschung auszustoßen, in welche sich dann und wann auch ein lautes Gelächter mischte.

Als sie mit ihrer Lectüre, welche sehr lange dauerte, zu Ende war, ließ sie ihre beiden Hände, welche den Brief hielten, auf die Kniee niederfallen und schüttelte sanft den Kopf.

»Und ich hatte geglaubt,« sagte sie mit einem leichten Seufzer, »daß dieser Brief das Werk des Barons wäre!«

Sie hielt sich den Brief wieder vor die Augen und sagte:

»Ach, nur er ist im Stande, dergleichen Briefe zu schreiben.«

»Aber, Madame,« sagte Justine, »schreibt er von der Erwartung, in welcher er diesen Abend gewesen ist?«

»Ja, er malt mir seine Unruhe.«

»Ah, er ist also sehr unruhig gewesen,« sagte Justine, indem sie ihre Augen auf den Brief heftete.

Henriette betrachtete Justine lächelnd. Sie las die brennende Neugier, die sich auf ihrem Gesichte malte.

Es trat ein kurzer Augenblick des Schweigens ein. Dann reichte Henriette ihrer Zofe den Brief und sagte:

»Da lies!«

Justine nahm den Brief und verschlang ihn mit den Augen.

»O,« rief sie, »er sagt Alles, er theilt Alles mit, er spricht von Allem. Es ist wirklich wunderbar!«

Als sie zu Ende gelesen hatte, schlug sie ein lautes Gelächter auf, dann sagte sie:

»Also heute wird er kommen. Am hellen Tage, um ein Uhr.«

»Ja.«

»Und freuen Sie sich über diesen Besuch, Madame?«

»Ich bin entzückt davon. Nie hätte ich etwas Besseres wünschen können.«

»Das ist wahr.«

»Ach,« hob Henriette mit sanftem Lächeln wieder an, »Herr von Chastenay ist ganz gewiß der scharfsinnigste und liebenswürdigste Mann, den —«

Sie stockte und fuhr dann in verändertem Tone fort:

»Mademoiselle von Preuilly wird sehr glücklich werden.«

»Mademoiselle von Preuilly?« wiederholte Justine. »Warum soll sie denn glücklich werden?«

»Weil sie Herrn von Chastenay heiraten wird.«

»Wie, er wird ihr Gatte sein?«

»Ja.«

»Und dieses Fräulein von Preuilly ist die Nichte des Marquis von Roquebrune, nicht wahr?«

»Woher weißt Du das?« fragte Henriette erstaunt.

»Man sprach im Kloster sehr oft von Fräulein von Preuilly, besonders wenn die Marquise von Nanteuil kam.«

»Ja, das ist wahr,« sagte Henriette sich erinnernd. »Du hast Recht, und eben weil ich diese Heirat erfuhr, wollte ich so schnell aus dem Kloster. Ich hatte nur einen schlimmen Gedanken, den Wunsch nach Rache. — Renaud aber, der Alles erräth, hat die Situation so schön und klug zu wenden gewußt, daß jede Spur jenes schlimmen Gedankens durch den Brief, den ich empfangen, sofort aus meinem Gemüthe getilgt worden ist. Uebrigens habe ich für den Vicomte nie etwas Anderes als große Freundschaft empfunden, selbst als ich glaubte, er sei mein Gatte.«

»Und wenn das, was er sagte, wahr gewesen wäre, würden Sie heute zufrieden sein?«

»Das weiß ich nicht! Wäre es ein Glück oder ein Unglück? Ich kann es nicht sagen. Als Frau will ich Chastenay lieber zum Freund haben.«

»Und Sie glauben, seine Freundschaft sei aufrichtig?«

»Ich bin davon überzeugt. Der Vicomte ist für mich ein wahrer Freund und der Einzige, zu welchem ich immer Vertrauen haben werde.«

»Und was sagen Sie von diesem Briefe?«

»Daß er mir denselben geschrieben hat, um jeden Irrthum zu vermeiden, der mir schaden könnte. Er sagt mir die genaue Wahrheit und was er thun will.«

»Ha, auch das, was er thun will? Das ist ja ganz allerliebst.«

»Ja ich freue mich, ihn zu sehen und in seiner Gegenwart Nébouchel zu zermalmen.«

Sie erhob sich und setzte sich vor ihrem Bonheur du jour.

»Damit mein Glück vollständig sei, mußt Du, meine liebe kleine Justine, heute Morgen gleich in den ersten Stunden des Tages den Brief, den ich jetzt schreiben werde, an ihn besorgen und dabei Dich hüten, gesehen oder verfolgt zu werden.«

Viertes Capitel.

Der Morgen des 26. August.

Wenn die erste Hälfte dieser Nacht vom 25. zum 26. August unruhig, aufregend und peinlich war, so war dagegen das Ende glücklicherweise ruhig, still und beschwichtigend.

Auch lächelten mit Ausnahme Nébouchel's die Gesichter unserer Helden und Heldinnen der Nacht freundlich dem ersten Sonnenstrahle entgegen, den die Vorhänge zu den verschiedenen Stunden eindringen ließen.

Der Erste, welcher genöthigt ward, zu erwachen, war Nébouchel. Noch zwölf Minuten vor acht Uhr schnarchte er seiner Gewohnheit gemäß wie eine Orgelpfeife.

Sieben Minuten vor acht Uhr bewog ein heftiger an sein Ohr schlagender Schrei, ihm die Augen zu öffnen.

»Zum Teufel!« rief er mit dem Ausdrucke übler

Laune, indem er sich so heftig herumdrehte, daß von dem Gewichte seines Körpers die Bettgurten krachten.

»Herr Baron! Herr Baron!« rief Picard, der sich über seinen Herrn gebückt hatte, wiederholt.

»Was gibt's?« fragte Nébouchel endlich, indem er ein wenig munter ward.

»Joseph ist da.«

»Joseph? Ah, er möge eintreten.«

»Aber, Herr Baron, er steht ja schon vor Ihnen.«

Nébouchel richtete sich auf und seine Augen öffneten sich. Nachdem er sich ein wenig geschüttelt, sah er Joseph, welcher am Fuße des Bettes stand.

»Nun?«

»Der Herr Graf ist diese Nacht im Kloster gewesen,« antwortete der Diener des Grafen von Fresnes.

»Und geht Alles gut?«

»Ja, Herr Baron. Alles geht gut, denn die Liebe ist da.«

»Hast Du den Brief an Fräulein von Saumaise bestellt?«

»Sie hat ihn gestern Morgens empfangen, so daß der Herr Graf darnach angekommen ist.«

»Und hat dies den beabsichtigten Erfolg gehabt?«

»Ja wohl, der Herr Graf war, als er in der vergangenen Nacht zurückkam, sehr heiter.«

»Und wann wird er wieder hingehen?«

»Noch diese Nacht. Er gab mir gestern Abend, als er nach Hause kam, schon die deshalb erforderlichen Befehle.«

»Nimm den Brief, der auf meinem Bureau liegt,« sagte Nébouchel zu Picard.

Der Kammerdiener beeilte sich zu gehorchen. Nébouchel ergriff den Brief, übergab ihn Joseph und sagte:

»Du wirst ihn bestellen, wie Du den andern bestellt hast, auf demselben Wege.«

»Ja, Herr Baron,« antwortete Joseph, indem er den Brief nahm, den er in seine Tasche steckte. »Haben Sie mir noch weitere Befehle zu ertheilen?«

»Komme alle zwei oder drei Tage, um mir zu melden, wie die Sache steht. Und wenn es etwas Neues gibt, so komm' sogleich.«

»Ja, Herr Baron.«

Nébouchel streckte die Hand aus und ergriff die Börse, die auf einem kleinen runden, zu Häupten des Bettes stehenden Tische lag. Er zog den Ring der Börse, suchte darin herum und nahm einige Louisd'or heraus. Er legte fünf davon auf ein Häufchen und eben so viel auf ein zweites, indem er mit stoischer Ruhe sagte:

»Nehmt!«

Die Diener ließen sich dies nicht zweimal sagen, und das Gold verschwand schneller, als es zum Vorschein gebracht worden.

Joseph und Picard verließen das Zimmer, nachdem sie sich gegen Nébouchel verneigt, welcher sich herumdrehte und wieder einschlief.

In dem Augenblicke, wo es acht schlug, ließ der Baron ein sonores, regelmäßiges Schnarchen hören, welches einen Schlaf verrieth, der durch keinen Traum beunruhigt werden konnte.

Um neun Uhr öffneten sich die beiden Thüren der Zimmer des Vicomte und des Grafen gleichzeitig und die

beiden jungen Männer kamen lächelnd und sich die Hände entgegenstreckend aufeinander zu.

Es war in dem kleinen Salon oder Toilettecabinet, wo Renaud und Bernard einander begegneten.

»Noch neunundzwanzig Tage haben wir zu warten,« sagte der Vicomte.

»Einen Tag weniger als gestern,« setzte der Graf hinzu.

»Ach, mein Himmel,« hob Chastenay wieder an, »wie glücklich werde ich an dem Tage sein, wo Denise vor dem Altare das feierliche Ja ausspricht. Fräulein von Preuilly wird in die Kirche eintreten und Frau von Chastenay dieselbe verlassen.«

»In Begleitung der Frau Gräfin von Fresnes,« setzte Bernard lächelnd hinzu.

»Mein Trost ist, daß ich sie bis dahin doch wenigstens täglich sehen und mir von dem Fortschritte der Zuneigung in meinem Herzen Rechenschaft geben kann.«

»Auch ich werde in den Stand gesetzt sein, zu urtheilen,« sagte der Graf.

»Es ist nur zu beklagen, daß nicht Beide bei einander sind.«

»Zu welcher Stunde wirst Du zu dem Marquis von Roquebrune gehen?«

»So bald als möglich, um so lange als möglich dort zu bleiben.«

»Wünschest Du, daß ich Dich begleite?«

»Ich wünsche es nicht blos, sondern ich bitte Dich darum. Du leistest mir, wenn Du mich begleitest, einen

Freundschaftsdienst, denn Du plauderst mit dem Marquis und ich kann dann ungestörter mit Denise plaudern.«

»Nun gut, mein lieber Renaud, zu welcher Stunde wollen wir gehen? Sage es mir, damit ich die nöthigen Befehle ertheile und wir nicht zu warten brauchen.«

»Aber,« antwortete Renaud zögernd und indem er einen Blick auf das Zifferblatt der Pendule warf, »wir können ja —«

»Hier ist ein Brief an den Herrn Vicomte,« sagte ein Diener, indem er eintrat.

Er näherte sich seinem Herrn mit einem kleinen silbernen Teller, auf welchem ein großes, viereckiges, mit einem Wappen gesiegeltes Couvert lag.

»Man wartet auf Antwort!« sagte er, indem er den Brief überreichte. Dann ging er, ehrerbietig rückwärtsschreitend, bis an die Thür und verließ das Zimmer.

Als der Vicomte den Brief ergriff, zuckte er zusammen und seine Wangen wurden dunkelroth.

»O,« sagte er zu dem Grafen, »das ist ein Brief von Herrn von Roquebrune.«

Dann erbrach er mit bebender Hand das Siegel, zog den Brief aus dem Couvert und durchflog ihn mit leuchtenden Blicken.

Eine freudige Bewegung malte sich in seinen Zügen.

Er näherte sich rasch dem Grafen, hielt ihm den Brief vor die Augen und las mit lauter Stimme:

»Mein lieber Sohn!

»Gestatten Sie mir, Ihnen diesen Namen zu geben, da ich Ihrer Taufe beigewohnt habe. Wenn Sie und Ihr Freund, der Herr Graf von Fresnes, sich bei einem alten Manne

und einem kleinen Mädchen nicht allzusehr langweilen, so haben Sie die Güte, uns heute dieselbe Zeit zu widmen, die Sie uns gestern gewidmet haben. Sie werden mich, wenn Sie meine Einladung annehmen, um so mehr erfreuen, als die Frau Marquise von Nanteuil, welche heute Morgen angekommen ist, mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß es ihr zum größten Vergnügen gereichen wird, Sie und den Herrn Grafen von Fresnes ihr vorstellen zu sehen. Ich rechne darauf, daß Sie Beide meiner Einladung Folge leisten, denn ich bin ein alter Freund Ihrer Väter.

»Marquis von Roquebrune.«

»Nun?« sagte Renaud, »was denkst Du davon?«

»Mich setzt nichts mehr in Erstaunen, lieber Freund. Alles gelingt uns.«

Der Vicomte ergriff eine Klingelschnur und zog dieselbe heftig. Der Diener erschien sofort:

»Der Ueberbringer soll nicht warten,« sagte Renaud. »Ich werde die Antwort senden und sobald als Du dies ausgerichtet hast, wirst Du selbst nach meinem Hotel laufen und Louis, meinem Gärtner, sagen, er solle sämmtliche weiße Rosen des Gartens pflücken und zwei von Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht umgebene Bouquets daraus machen. Ist Dago wieder da?«

»Noch nicht, Herr Vicomte.«

»Sobald er kommt, wirst Du mir ihn herschicken.«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Mach' schnell, Saint Jean.«

Der Diener entfernte sich ohne Zögern.

»Nun,« sagte der Graf, »werden wir zu Nébouchel

gehen, ehe wir uns zu dem Marquis von Roquebrune verfügen?«

»Versteht sich, Henriette wird uns erwarten. Und übrigens wird es so spaßhaft sein.«

»Ja, Du hast da in der That die drolligste Idee gehabt, die ein Mensch haben kann. Ganz Paris wird davon sprechen.«

Beide schlugen ein lautes Gelächter auf.

»Und Dago?« fragte Fresnes immer noch lachend.

»Ich werde ihm genau die Stunde bezeichnen, zu welcher er kommen soll. Mittlerweile werde ich an Herrn von Roquebrune schreiben.«

»Und wer soll den Brief hintragen?«

»Dago! Er wird Denise und der Frau von Nanteuil jeder ihr Rosenbouquet überreichen.«

»Ein guter Gedanke!«

»Und besser noch für diesen Abend.«

»Wie so?« fragte der Graf.

»Du gehst in's Kloster, nicht wahr?«

»Parbleu!«

»Diesmal werde ich Dich begleiten.«

»Aber Jeanne wirst Du nicht sehen können.«

»Nein, ich werde sie nicht sehen, ich werde Dich erwarten; aber ich will Joseph überwachen.«

»Und warum?«

»Weil er in Nébouchel's Dienste sehr lange gestanden hat, während er sich in dem deinigen erst seit zehn oder zwölf Tagen befindet. Seit den Vorgängen der vorigen Nacht steht Nébouchel bei mir gerade nicht im Geruche der Heiligkeit.«

»Das glaube ich. Und Du denkst?«

»Daß man ihm Alles zutrauen kann. Joseph hat mir aber schon wichtige Dienste geleistet.«

»Wer sagt Dir, daß er, indem er Dir dient, nicht auch Nébouchel dient? Ich habe erfahren, daß er der Bruder Picard's, des Kammerdieners des Barons, ist. Uebrigens war dieser es, der diese Nacht Nébouchel in seinem Cabriolet begleitete.«

»Also,« sagte der Graf, »Picard ist also Josephs Bruder?«

»Ja.«

Der Graf zog die Klingel. Ein Diener öffnete die Thür.

»Normand soll heraufkommen.«

»Normand?« wiederholte Chastenay. »Zu diesem habe ich Vertrauen. Erstens hat er mich nach dem Duell wunderschön verbunden und übrigens halte ich ihn für vollkommen treu und zuverlässig.«

»Du wirst einen neuen Beweis davon sehen.«

»Wie so?«

Normand trat ein und verneigte sich. Der Graf winkte ihm, näher zu treten.

»Wer hat heute Morgen, ehe ich aufgestanden bin, das Haus verlassen?« fragte der Graf in vertraulichem Tone.

»Eine einzige Person,« antwortete Normand, »Joseph.«

»Ah! Und zu welcher Stunde?«

»Ein Viertel auf acht Uhr ging er fort und um halb neun kam er wieder.«

»Was denkst Du von diesem Manne?«

»Daß er ein schlechter Diener ist.«

»So? Und weshalb glaubst Du das?« fragte der Graf erstaunt.

»Er dient Ihnen, Herr Graf, nicht aus Eifer und Hingebung, sondern einzig und allein aus Eigennutz.«

»Wie so viele Andere.«

»Ja, Herr Graf. Zu dergleichen Leuten darf man aber nicht das geringste Vertrauen haben. Diejenigen, welche ihren Herren aus Eigennutz dienen, können ihnen auch aus Eigennutz schaden.«

»Normand ist ein Philosoph,« sagte Chastenay lächelnd.

»Wohl möglich, Herr Vicomte. Ich sehe die Menschen, wie sie sind, und weil ich mich auch einmal Ihrem Dienste gewidmet habe, Herr Vicomte, werde ich denselben auch niemals verlassen.«

»Normand,« hob Renaud wieder an, »wenn Du nicht meinen Freund, den Grafen hier, zum Herrn hättest, so wäre ich dein Gönner, denn ich werde die Sorgfalt, die Du mir gewidmet, niemals vergessen.«

Mit diesen Worten bot er Normand vertraulich die Hand. Dieser verneigte sich und küßte ehrerbietig die ihm dargebotene Hand, indem er sagte:

»Herr Vicomte, das, was Sie da thun, ist meine schönste Belohnung. Sie könnten mich nicht höher ehren.«

Der Graf pochte ihn auf die Schulter.

»Ich danke Dir,« sagte er zu ihm, »für das, was Du mir von Joseph gesagt hast. Du hast mich aufgeklärt. Behalte ihn schärfer im Auge als die Andern.«

»Das thue ich schon und werde es auch ferner thun.«

Es ward an die Thür gepocht.

»Herein!« sagte der Graf.

Saint Jean trat ein mit zwei ungeheuren Bouquets von weißen Rosen, die mit einem Gürtel von Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht umgeben waren.

»Das ist ja ein förmlich blendender Anblick,« sagte der Graf, indem er die Blumen betrachtete.

»Dago wird aber davon nicht weiß werden,« setzte Renaud hinzu, als er den Neger eintreten sah.

Dann setzte er sich und schrieb.

»Ist Alles bereit?« fragte er Dago, als er seinen Brief geschrieben hatte und indem er denselben siegelte.

»Ja, Herr, Alles sein bereit.«

»Nun dann können wir lachen,« sagte der Graf in sehr heiterem Tone.

Renaud reichte den Brief dem Neger.

»Du wirst diesen Brief und diese beiden Bouqets zu dem Marquis von Roquebrune tragen. Den Brief gibst Du ab und behältst die Bouquets bis zu dem Augenblick, wo man Dich rufen wird. Man wird Dir dann die Damen bezeichnen, welchen Du sie einhändigen sollst, denn ich habe auf jedes Bouquet den Namen geschrieben.«

»Ja, Herr.«

Nachdem der Neger den Brief vorsichtig in seine Taschen gesteckt, ergriff er die beiden riesigen Bouquets.

»Komm rasch wieder! Ich will gern wissen, was man Dir sagen wird und was es sonst Neues gibt.«

»Ich laufen schon, Herr.«

In diesem Augenblick schlug es halb Eilf.

»Gehen wir zum Frühstück,« sagte der Graf, indem er Renaud's Arm ergriff. »Dann wollen wir uns ankleiden und um ein Uhr werden wir bei Nébouchel erscheinen.«

»Wie mir scheint, willst Du Dir zum Lachen richtig Zeit nehmen?«

»Ja.«

Die beiden Freunde gingen die Treppe hinunter, an deren Fuße der Intendant und die Diener warteten.

Fünftes Capitel.

Die Anklage.

In demselben Augenblick, wo Chastenay und der Graf von Fresnes in das Speisezimmer hinuntergingen, saß die schöne Baronin von Nébouchel vor einem kleinen Tisch, der in der Nähe eines der Fenster des Toilettecabinets stand, in welchem eine Menge Röcke, Unterröcke, Roben, Spitzen und andere Dinge umherlagen, welche zur Erhöhung der Schönheit dienen oder dienen sollen.

Justine brachte ein Präsentirbrett mit leichtem Pastetengebäck und Confitüren, während die beiden anderen Zofen, Rosalie und Agathe, mit Instandsetzung der Toilette beschäftigt waren, welche sie ihrer Herrin anlegen wollten.

Henriette frühstückte nicht in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, sondern genoß blos ein wenig von den ihr aufgetragenen Delicatessen, ohne die Arbeit der beiden Zofen aus den Augen zu verlieren und indem sie fortwährend allerhand Weisungen und Befehle ertheilte.

Coiffirt war sie bereits und hatte sich in ein weites Negligé von indischem Mousselin gehüllt.

»Diese Toilette würde Sie noch reizender machen, Madame, wenn dies überhaupt möglich wäre,« sagte Justine, indem sie die bewunderungswürdige Robe betrachtete, welche Rosalie vorsichtig auf zwei zusammengeschobenen Stühlen ausbreitete.

»Du glaubst also, daß diese Toilette mir gut stehen werde?« fragte Henriette, indem sie das Kleid aufmerksam besichtigte.

»Es steht nicht zu bezweifeln, Madame.«

»Es liegt mir heute viel daran, mich im ganzen Glanze meiner Schönheit zu zeigen.«

»Betrachten Sie sich im Spiegel, Madame, und Sie werden dann unbesorgt sein.«

Henriette lächelte, bog sich dann, ohne aufzustehen, ein wenig vor und betrachtete sich in dem Toilettespiegel.

»Ja,« sagte sie, »ich habe heute meinen guten Tag.«

Dann erhob sie sich und setzte hinzu:

»Kleidet mich an.«

Man pochte leise an die Eingangsthür.

Eine der Zofen ging zu öffnen.

»Der Herr Baron läßt durch Picard fragen, ob Madame ihn empfangen will,« sagte sie, indem sie zurückkam.

»Unmöglich!« antwortete Henriette ungeduldig. »Sage, daß ich mich eben ankleide, Rosalie.«

Die Zofe that einige Schritte, um in das Boudoir zurückzukehren, ihre Herrin hielt sie jedoch durch eine Handbewegung zurück.

»Er möge warten,« sagte sie. »Wenn ich angekleidet bin, so werde ich in den Salon hinuntergehen und ihn

benachrichtigen lassen. Bis dahin kann ich ihn nicht empfangen.«

Rosalie ging rasch, um sich dieses Befehls zu entledigen, und kehrte dann zu ihrer Herrin zurück.

Die Toilette der Baronin dauerte sehr lange. Uebrigens beeilte Henriette sich auch durchaus nicht, sondern kleidete sich sehr langsam an, um nicht durch Erschöpfung und Eile ihrer Gesichtsfarbe zu schaden.

Als sie sich mit einem letzten Blick im Spiegel betrachtet hatte, befahl sie Agathe, hinunterzugehen und sich zu erkundigen, ob Besuch da sei.

Diesen Augenblick des Wartens benutzte sie, um ihren Zügen den Ausdruck vollkommener Ruhe zu geben.

Agathe kam wieder und meldete ihrer Herrin, daß der Vicomte von Chastenay und der Graf von Fresnes soeben in den Salon getreten seien.

»Dann will ich hinuntergehen,« sagte Henriette.

Sie durchschritt langsam das Boudoir, während ihr Justine folgte, die aufmerksam die Toilette musterte und beim Hinabsteigen auf der Treppe vorsichtig die lange Schleppe des Kleides hob.

In dem Wartesaal ließ Justine die Schleppe fallen und ordnete den Faltenwurf bis zu dem Augenblick, wo der Diener die Thür des Salons öffnete.

Henriette trat ein, natürlich ohne angemeldet zu sein, Rébouchel, Fresnes und Chastenay waren im Salon und hatten sich noch nicht gesetzt.

Sie gingen beide Henrietten entgegen und begrüßten sie ehrerbietig.

Sie verneigte sich gegen den Grafen, betrachtete aber Chastenay, indem sie aufrecht stehen blieb.

»Herr Vicomte,« sagte sie in ironischem Tone, »glauben Sie, daß ich wirklich ganz entzückt über das Vergnügen bin, Sie zu sehen.«

Renaud verneigte sich tief, nahm dann die Haltung eines Mannes an, der sich zu einem Wortkampf anschickt, und sagte, indem er an seinem Busenstreif herumzupfte:

»Ach, Frau Baronin, warum wollen Sie sich Ihres Witzes bedienen, um mich zu geißeln? Mein Gott, was habe ich denn gethan, um einen solchen Empfang zu verdienen?«

»Sie fragen mich noch?« sagte Henriette mit spöttischem Lächeln.

»Ja, Madame.«

»O, Herr Vicomte, Sie müssen es doch wohl wissen.«

»Auf Ehre, nein, ich weiß es nicht.«

»Wirklich nicht?«

»Ich versichere es Ihnen, Madame,« sagte Chastenay, indem er eine sehr ernste Miene affectirte.

Henriette sah ihm scharf in's Gesicht und schlug dann ein lautes Gelächter auf.

Chastenay war eben so ruhig und ernst, als Henriette munter, ironisch und herausfordernd zu sein schien, denn ihr erzwungenes Gelächter hatte nicht den freimüthigen Ausdruck wahrer Heiterkeit.

»Dann, Herr von Chastenay,« hob Henriette wieder an, »wissen Sie wohl von dem, was gestern vorgegangen ist, gar nichts?«

»Sie betreffend, Madame?«

»Ja, mein Herr.«

»Ich weiß weiter nichts, als daß Sie gestern Mittags das Kloster verlassen haben.«

»Etwas Weiteres wissen Sie nicht?« fragte Henriette, indem sie wieder ihre spöttische Miene annahm.

»Nein, Madame; wenigstens nichts, was Sie betrifft.«

»Herr von Chastenay,« hob die Baronin mit stolzem Ausdrucke und indem sie den Vicomte durch ihren Blick vernichten zu wollen schien, wieder an, »ich begreife nicht, wie Sie mir auf diese Weise antworten können.«

Chastenay machte eine Geberde des Erstaunens und sagte:

»Madame, wenn Sie meine Antworten nicht verstehen, so versichere ich Ihnen meinerseits, daß ich Ihre Fragen nicht verstehe.«

»Sie verstehen nicht, was ich Ihnen sagen will?«

»Nein, Madame.«

»Ah so!« entgegnete die Baronin mit verächtlicher Miene. »Gestern, mein Herr, haben Sie sich erlaubt, gegen mich auf die seltsamste, ja sogar tadelnswertheste Weise zu handeln, und in diesem Augenblicke antworten Sie mir mit einer Reihe naiver Scherzreden, welche ich, wie ich offen gestehe, nicht sehr angemessen finde.«

Chastenay hörte Henrietten mit einer Miene an, als wüßte er nicht gewiß, ob sie im Scherze oder im Ernste spräche.

Augenscheinlich verstand er ihre Vorwürfe nicht, denn er stand unbeweglich und mit der Miene des Erstaunens da, und wußte nicht, was er antworten sollte. Er war mit einem Worte völlig verblüfft.

Als Henriette ausgeredet hatte, verneigte sich Chastenay abermals und sagte dann:

»Erlauben Sie mir, Madame, Sie um die Lösung dieses Räthsels zu bitten, denn ich kann dieselbe nicht finden und wenn es mir das Leben kosten sollte.«

»Sie verstehen sehr gut Komödie zu spielen, Herr Vicomte.«

»Da messen Sie mir ein Talent bei, welches mir selbst noch vollständig unbekannt gewesen ist.«

Henriette stand immer noch, eben so wie die beiden Cavaliere, und ihr kleiner Fuß trommelte mit dem Ausdruck schlechtverhaltener Ungeduld auf der Diele.

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein.

Der Graf von Fresnes hatte, nachdem er Henriette begrüßt, noch nicht gesucht, sich in die Unterhaltung zu mischen. Diesem kleinen pikanten Auftritt beiwohnend und ohne daran theilzunehmen, hörte er Alles und seine Lippen kniffen sich mehrmals zusammen, um nicht ein lautes Gelächter hervorbrechen zu lassen. Augenscheinlich nahm er die Sache durchaus nicht ernst.

Rébouchel schien seinerseits von dem, was er sah und hörte, nichts zu begreifen. Mit großen, glotzenden Augen, offenem Munde und ausdruckslosen Zügen stand er ruhig da, ohne sich seit dem Eintritt der Baronin zu rühren, welcher unmittelbar auf die Ankunft des Grafen von Fresnes und des Vicomte von Chastenay erfolgt war.

Das Schweigen dauerte an, ohne daß Renaud oder Bernard es zu brechen versucht hätten.

Endlich näherte Henriette sich ihnen und sagte mit lächelnder Miene:

»Aber so nehmen Sie doch Platz, meine Herren! Haben Sie die Güte, sich zu setzen.«

Und indem sie die beiden Herren nochmals durch eine Handbewegung einlud, nahm sie selbst auf einem abgesonderten Sessel Platz, welcher den andern, auf welchen Chastenay, Fresnes und Rébouchel sich niederließen, gegenüberstand. Henriette nahm eine gebieterische Haltung an.

Die drei jungen Männer glichen drei auf der Anklagebank sitzenden Delinquenten.

»Madame,« hob Chastenay mit immer noch ruhiger Miene wieder an, »Sie sagten mir soeben, ich spielte sehr gut Komödie.«

»Ja, mein Herr, das sagte ich.«

»Aber darf ich auch fragen, womit ich diesen Lobspruch verdient habe?«

»O, das wissen Sie recht wohl, mein Herr.«

»Nein, Madame, ich weiß es nicht, und deshalb bitte ich Sie, es mir zu sagen.«

Henriette machte abermals eine Bewegung der Ungeduld. Dann entgegnete sie in kurzem Tone:

»Sie wissen doch, mein Herr, was Sie gestern gethan und was Sie sich erlaubt, mir zuzuschicken.«

»Ich habe Ihnen gestern etwas geschickt?« fragte Chastenay erstaunt. »Was denn? Ich bitte Sie, sagen Sie mir wenigstens, was es ist. Wessen klagen Sie mich an, Frau Baronin?«

»Ich klage Sie an, mein Herr, gestern den Respect gegen mich verletzt zu haben.«

»Ich?« rief Chastenay.

»Ja, Sie, mein Herr.«

Chastenay sah Henrietten mit komischem Ausdruck an. Er schien immer noch verblüfft zu sein.

Henriette richtete sich auf ihrem Sessel in die Höhe wie auf einem Thron und glich einer beleidigten Fürstin, welche den Schuldigen in den Kerker bringen lassen will.

Nébouchel schien ein wenig unruhig zu sein und Fresnes, der die Lippen immer mehr zusammenkniff, unterdrückte nur mit Mühe die Heiterkeit, welche der Auftritt hervorrief, dem er als stummer Zuschauer beiwohnte.

Chastenay nahm wieder seine ruhige Miene an und ward ernst und feierlich.

»Frau Baronin,« sagte er, indem er sich verneigte, »ich erwarte in aller Demuth und mit reinem Gewissen die Anklage, welche ich Sie mir in aller Form zu eröffnen bitte.«

Mit diesen Worten erhob er sich, machte abermals eine tiefe Verbeugung und setzte sich dann wieder, ernst wie ein Advocat, der den günstigen Augenblick erwartet, um seine Vertheidigungsrede zu beginnen.

»Ich bin überzeugt,« antwortete Henriette in spöttischem Tone, »daß Sie sich irgend ein Vertheidigungsmittel vorbehalten.«

»Das ist mein Recht, Madame, mein Recht als Unschuldiger.«

»O, als Unschuldiger!« rief Henriette, die sich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

»Ja, als Unschuldiger,« wiederholte Chastenay mit dem Ernst und der Zuversicht eines Angeklagten, welcher ein gutes Gewissen hat.

In diesem Augenblick ließ in dem Hofe des Hotels das Geräusch rollender Wagenräder sich vernehmen.

Henriette machte eine Bewegung, nahm die Haltung einer Präsidentin an, warf den Kopf empor und schickte sich an, die Verhandlungen zu beginnen.

Im demselben Moment öffneten sich beide Flügelthüren und ein Diener rief, indem er sofort wieder auf die Seite trat:

»Monseigneur, der Herzog von Coigny!«

Sechstes Capitel.

Ein schöner Cousin.

Bei dieser so plötzlich erfolgenden Anmeldung gab sich unter den in dem Salon anwesenden Personen eine sichtbare Bewegung kund.

Nébouchel zuckte zusammen, erhob sich dann wie durch Federkraft emporgeschnellt und that einige Schritte vorwärts.

Chastenay warf Henriette einen glühenden fragenden Blick zu, den die junge Frau durch ein rasches Lächeln und einen sanften, theilnehmenden Blick beantwortete.

Renaud zwinkerte mit den Augen, zum Zeichen, daß er verstünde. Henriette nahm sofort wieder ihre ernste Miene an.

Der Herzog von Coigny trat ein. Er stand damals in der vollen Blüthe der Jahre, denn er zählte deren fünfundzwanzig bis dreißig, und im ganzen Glanze seiner männlichen Schönheit, die ihm zahlreiche Eroberungen und einen Ruf der Galanterie eingetragen, welcher seinen Erfolg bei den Damen nur noch steigerte.

Der Herzog von Coigny war mit einem Worte ein vornehmer, eleganter Cavalier ersten Ranges.

Indem er mit jener, Leuten von Welt eigenthümlichen, Ungezwungenheit den Salon durchschritt, schien er nur Henrietten zu sehen und verneigte sich ehrerbietig vor ihr.

»Meine schöne Cousine,« sagte er, »heute Morgen erfuhr ich, daß Sie gestern das Kloster verlassen haben, um in die Welt einzutreten, und ich mache mir ein Fest daraus, Sie hiermit bei diesem ersten Besuche zu begrüßen und Ihnen meine devotesten Huldigungen darzubringen.«

»Herr Herzog,« antwortete Henriette, indem sie sich ebenfalls verneigte, »ich schätze mich glücklich, Ihnen die Dankbarkeit aussprechen zu können, welche diese angenehme Erinnerung an unsere Verwandtschaft in mir erweckt.«

»Wenn die Dankbarkeit, welche Sie zu erkennen geben, unsern Vorfahren gilt,« sagte der Herzog, »so ist das Glück dieser Verwandtschaft mir allein beschieden.«

Mit diesen Worten näherte er sich Henrietten und ergriff ihre Hand, auf welche er einen zärtlichen Kuß drücke. Dann richtete er sich mit einem Lächeln und einem sanften Blick, der die Wangen der Baronin ein wenig röthete, wieder empor und drehte sich nach Rébouchel herum, gegen den er sich leichthin mit dem Kopfe verneigte, während der Baron sich so tief bückte, daß er mit der Nase fast die Knie berührte.

Der Herzog von Coigny streckte dann Chastenay und Fresnes beide Hände entgegen, indem er zu Henriette sagte:

»Wie Sie sehen, meine reizende Cousine, finde ich meine Freunde in Ihrem Salon.«

Er setzte sich in einen großen Armsessel, den ein Diener für ihn herbeitrug und rechts neben den stellte, in welchem seine schöne Cousine sich kokett zurücklehnte.

»Nun, lieber Baron,« sagte der Herzog, indem er sich über den rechten Arm des Lehnsessels bog, »nun sind Sie an der Reihe, meine Complimente zu empfangen.«

Er sah ihn mit dem Ausdruck der Bewunderung an und setzte hinzu:

»Palsambleu, lieber Freuud! Wissen Sie, daß Sie mit einer Glückshaube geboren sind?«

»Das muß er wissen,« bemerkte Chastenay, »denn ich habe ihm diese Wahrheit so oft gesagt, daß er sie unmöglich vergessen haben kann.«

»Sie, mein lieber Vicomte,« hob der Herzog wieder an, »Sie täuschen sich, wenn Sie dergleichen Urtheile aussprechen, niemals. Ich schätze mich glücklich, daß ich ganz dieselbe Ansicht habe wie Sie und ich diesen vortrefflichen Rébouchel für das halte, was er wirklich ist, nämlich ein Glückskind. Der Beweis hiervon,« fuhr der Herzog fort, »ist der, daß dieser Rébouchel, den wir hier vor uns sehen, vom Schicksale auf eine Weise begünstigt wird, die sich niemals verläugnet.«

»Aber, mein lieber Coigny,« sagte Chastenay, der seine ernste Miene immer noch beibehielt, »wir sind in Bezug auf Rébouchel ganz derselben Meinung. Er ist ein Glückspilz, wie es keinen weiter gibt.«

»Er hat Alles für sich!« sagte der Graf.

»Nichts fehlt ihm,« setzte Renaud hinzu.

»Das ist wahr,« sagte der Herzog. »und es wird durch das, was ich Ihnen eben sagen wollte, außer allen Zweifel gesetzt.«

»Sagen Sie es uns schnell, mein lieber Coigny. Sie wissen, daß die übertriebene Schüchternheit dieses armen Nébouchel ihn oft hindert, seinen wahren Werth geltend zu machen. Also theilen Sie uns gefälligst mit, was Sie zu berichten hatten.«

»Sehr gern,« sagte der Herzog. »Das große Glück, welches Nébouchel beschieden ist, besteht nicht blos in seinem Reichthum, sondern auch in seiner Heirat — ganz besonders in letzterer.«

Henriette sah ihn an, denn sie wußte nicht recht, was er damit sagen wollte.

»Diese Verheiratung mit Fräulein von Thévant, welche im fünften Grade mit den Coignys und Chabots verwandt ist, wird den Adern der Nachkommen des neugeschaffenen Barons von Nébouchel, geborenen Pataud, edles Blut zuführen.«

Dann wendete er sich wieder zu Nébouchel und fuhr fort:

»Wissen Sie wohl, daß es für Sie ein großes Glück ist, meine Cousine zu besitzen, deren geistige Reize eben so blendend sind, als ihre körperlichen? Um ihretwillen verzeihe ich eine Mesalliance, an der sie, im Grunde genommen, in jeder Beziehung unschuldig ist, und welche nur Ihrer Familie zum Vorwurf gereicht.«

Nébouchel wagte nicht zu antworten; er verneigte sich blos.

»Dennoch,« hob Coigny wieder an, »sage ich Ihnen

nochmals, daß ich diese Mesalliance verzeihe. Ich habe noch hinzuzufügen, daß meine schöne Cousine durchaus keinen Verwandten weiter hat, als mich, und daß ich deshalb von Rechtswegen ihr einziger Beschützer bin. Dies bedeutet, mein lieber Baron, daß, wenn Sie nicht ein fügsamer Ehemann sind, der seine Frau glücklich macht, ich mich gezwungen sehen werde, Sie auf den richtigen Weg zu führen.«

»In der That,« sagte Chastenay, »da Sie der gesetzliche Beschützer Ihrer liebenswürdigen Cousine sind, so muß sie ohne Zweifel Ihren Rathschlägen Gehör schenken.«

»Ich hoffe es,« sagte Coigny.

»Dann, geehrter Freund, stelle ich mich auch unter Ihren Schutz, um einer Verurtheilung zu entgehen, welche die Frau Baronin, eben als Sie ankamen, im Begriff stand, über mich auszusprechen.«

»Eine Verurtheilung über Sie, mein lieber Vicomte?«

»Leider ja! Und gleichwohl versichere ich Ihnen, daß ich die verkörperte Unschuld bin.«

»Sie sehen auch ganz so aus,« sagte Coigny.

»Wohlan, nehmen wir die Dinge da auf, wo wir sie vor Ihrem Eintritt ließen. Ist meine anbetungswürdige Anklägerin damit einverstanden?«

»Ja,« sagte Henriette. »Ich sage und wiederhole, daß ich sehr erzürnt über Sie bin.«

»Wohlan! Klagen Sie mich an, Madame. Ich werde mein eigener Vertheidiger sein. Coigny und Fresnes werden meine Richter und der Baron von Nébouchel wird mein Entlastungszeuge sein.«

»Sehr gut,« sagte der Herzog, »wir sind damit ein-

verstanden. In meiner Eigenschaft als Herzog und Pair, dem im Parlament die Prärogative zusteht, bitte ich die Frau Präsidentin, die Reihe der Anklagen ohne weiteres Zögern zu beginnen.«

Henriette ergriff eine auf dem Tische stehende Glocke und ließ dieselbe ertönen.

Ein Diener trat ein.

»Saget Justine, sie solle mir bringen, was ich auf den Tisch des Boudoirs gelegt habe,« befahl die Baronin.

»Es sind wohl Beweise für die Anklage?« fragte Coigny.

»Sehr richtig,« antwortete Henriette.

»Ich warte mit lebhafter Ungeduld!« bemerkte der Vicomte.

Nébouchel sagte nichts; er sah nicht einmal aus, als ob er etwas dächte oder etwas verstünde.

Justine trat ein und überreichte ihrer Gebieterin das Medaillon und den Brief, den ein Diener am Abend vorher gebracht hatte.

Henriette ergriff den Brief uud das Medaillon und schien eine peinliche Gemüthsbewegung zu empfinden. Sie beherrschte sie jedoch und hob in ernstem, feierlichem Tone an:

»Herr von Chastenay, es handelt sich hier nicht um einen Scherz, sondern um einen Brief und ein Medaillon, welches Beides hier abgegeben und meiner Zofe Justine mit der ausdrücklichen Aufforderung zugestellt worden ist, zu warten, bis ich allein wäre, um mir dann diese Sendung mitzutheilen. Nun ist dieser Brief von Ihnen, Herr Vicomte, unterzeichnet und das Porträt ist das Ihrige.«

Es trat ein Augenblick feierlichen Schweigens ein. Dann erhob sich Chastenay und näherte sich Henrietten.

»Dieser Brief ist von mir geschrieben und unterzeichnet, Madame?« fragte der Vicomte indem er auf das zusammengefaltete Papier zeigte, welches Henriette in der Hand hielt.

»Ja, mein Herr.«

Indem Henriette dies sagte, bot sie dem Vicomte den Brief dar. Er ergriff ihn, öffnete und las.

»Kann ich auch das Porträt sehen?« fragte er dann.

Henriette gab ihm das Medaillon.

»O,« sagte Renaud mit dem Ausdruck des Zornes und dunkelerröthend. Er sah Henriette an und sagte:

»Sie haben Recht, Madame, wenn Sie versichern, daß es sich hier nicht um einen Scherz handelt. Diese Sache ist ernst, noch ernster, als Sie selbst glauben. Der, welcher Ihnen gestern dies zugesendet und sich dabei feiger Weise hinter meinen Namen gesteckt hat, ist ein Nichtswürdiger, welcher beabsichtigt hat, Ihnen zu schaden oder eine Schlinge zu legen. Sie glauben meinen Worten, nicht wahr, Madame?«

»Ja, Herr von Chastenay,« sagte Henriette, welche sehr bewegt zu sein schien, lebhaft. »Ich glaube Ihnen, denn Sie sind mir stets ein aufrichtiger Freund gewesen. Verzeihen Sie mir den Zweifel, den ich einen Augenblick lang gehegt.«

Und indem sie dies sagte, bot sie dem Vicomte ihre Hand. Er ergriff und küßte dieselbe ehrerbietig.

»Der Elende, welcher gewagt hat, diese Niederträch-

tigkeit zu begehen,« sagte Renaud, indem er sich aufrichtete, »soll nur durch mich gestraft werden.«

Und indem er sich mit funkelnden Augen nach Nébouchel herumdrehte, setzte er hinzu:

»Ist dies nicht auch Ihre Meinung, der Sie der Gemal dieser Dame sind?«

Nébouchel hatte wieder seine alberne Miene in ihrem ganzen Umfang angenommen.

»Ja wohl,« sagte er, »Ihre Meinung ist auch die meinige.«

»Das freut mich,« sagte Renaud.

Dann wendete er sich wieder zu Henriette und sagte in ruhigerem Tone:

»Diese Handschrift ist nicht die meinige. Sie ist allerdings gut nachgeahmt, aber ich würde nicht so schreiben, um meine Gedanken zu übersetzen. Sie zweifeln nicht mehr, nicht wahr nicht?«

»Wie sollte ich zweifeln, Herr von Chastenay, sobald ich sehe, daß Sie die Unterschrift Ihres Namens leugnen. Können Sie mir aber nicht vielleicht einen noch triftigeren Beweis geben?«

»Was Sie da sagen, ist auch meine Idee, meine schöne Cousine,« sagte der Herzog.

»Was das Porträt betrifft,« hob Renaud wieder an, indem er das Porträt betrachtete, »so wird mich dasselbe vielleicht besser und schneller auf den Weg zur Wahrheit führen.«

»Glaubst Du?«

»Ja, das ist meine Ueberzeugung und Nébouchel, den

diese Angelegenheit auch sehr interessiren muß, kann mich vielleicht selbst auf diesen Weg bringen.«

»Ich?« sagte der Baron. »Auf welche Weise könnte ich das?«

Ohne zu antworten, fuhr Renaud mit dem Nagel des Daumens der rechten Hand an der Oeffnung des vergoldeten Rahmens hin und ließ denselben durch einen Druck aufspringen.

Dann drehte er mit der linken Hand das ovale Stück Elfenbein herum, auf dessen einer Seite das Porträt gemalt war, und machte auf diese Weise die entgegengesetzte, unbemalte, sichtbar. Auf dieser Kehrseite standen einige Zeilen mit Tinte geschrieben.

Der Vicomte überreichte in seiner offenen Hand dieses umgekehrte Medaillon Henrietten, indem er zu ihr sagte:

»Lesen Sie, Madame.«

Henriette ergriff das Medaillon und las laut:

»Herrn von Suffren.
Zur dankbaren Erinnerung an den 12. December 1774
am 12. December 1784.
Renaud von Reugny-Chastenay.«

»Ich hatte und habe noch die Gewohnheit,« sagte der Vicomte, »jedes Jahr an dem Tage, wo ich gerettet ward und wieder den Rückweg nach Frankreich antrat, dem Manne, der mein Retter und mein zweiter Vater ward, ein Andenken zuzuschicken. Dieses Porträt war daher für den Herrn von Suffren zur Erinnerung an diesen Tag 1784 bestimmt. Es sind dies nun zwei Jahre her.«

»Ja, das ist wahr,« sagte Henriette, »das Datum ist richtig.«

»In jenem Jahre befand ich mich auf der Jagd in den Wäldern, die Nébouchel's Vater besaß. Er hatte seinen Sohn zu mir geschickt, um mich zu bitten, ihm die Ehre zu erzeigen, seine Jagden zu führen. Ich glaubte blos einige Tage dort zuzubringen, aber es war so viel Wild vorhanden, daß ich meinen Aufenthalt verlängerte. Sie müssen das noch wissen, Nébouchel.«

»Nur ganz undeutlich besinne ich mich darauf,« entgegnete der Baron. »Es sind seitdem so vielerlei Dinge passirt.«

»Kurz, ich wollte das Erinnerungszeichen meiner Dankbarkeit nach Brest an den Admiral von Suffren, welcher im Begriff stand, das Commando seines Schiffes zu übernehmen, absenden, denn der Jahrestag stand nahe bevor. Nébouchel wollte durchaus nicht zugeben, daß ich einen meiner Diener holen ließe, sondern mir einen der seinigen zu diesem Zwecke leihen. Ich war endlich damit einverstanden.«

Der Vicomte wendete sich wieder nach dem Baron herum und setzte hinzu:

»Auch hierauf müssen Sie sich noch besinnen, nicht wahr?«

»Ein wenig, ein wenig,« sagte Nébouchel mit dem Ausdruck des Zweifels.

»Ueberzeugt, daß Herr von Suffren das Porträt bekommen habe, wunderte ich mich, keine Antwort von ihm zu erhalten. Er trat fast unmittelbar darauf seine Expedition an und ich sah ihn erst bei seiner Rückkunft im Monat December des vorigen Jahres, 1785. Nun erfuhr ich, daß er in dem vorhergegangenen Jahre nichts empfangen

hatte. Ich befragte Nébouchel's Diener, den ich mit der Ueberbringung des Medaillons beauftragt, und er gestand mir unter vielen Thränen, er habe das Medaillon unterwegs verloren, aber er habe nicht gewagt, es mir zu sagen. Ich verzieh ihm und dachte nicht mehr an das Porträt.«

»Wer aber hat es dann gefunden?« fragte Henriette.

»Der, welcher gestern ein Interesse daran hatte, Sie zu compromittiren.«

»Ha, das ist ja entsetzlich!«

»Und nun, Nébouchel.« sagte Renaud, indem er einen durchbohrenden Blick auf den Baron heftete, »nun frage ich Sie: Steht dieser Mensch noch in Ihrem Dienst?«

»Nein, nein,« entgegnete Nébouchel, »ich glaube, er ist vor drei Monaten gestorben. Mein Vater hat es mir geschrieben.«

»Ah, das ist beklagenswerth. Und der, welcher gestern dieses Medaillon überbracht hat, ist er auch gestorben?«

»O,« sagte Nébouchel mit einem albernen Ausdruck, »woher soll ich das wissen?«

»Nun,« sagte Henriette, »interessirt Sie denn das nicht, mein Herr? Wollen Sie durchaus, daß man mir Briefe und Porträts zuschickt, ohne daß Sie etwas davon wissen und ohne daß Sie sich darum bekümmern?«

»Aber Madame —«

»Desto schlimmer für Sie, wenn es geschieht. Sie werden weder Muth noch Verstand genug besitzen, um den, der mich beleidigt hat, zu suchen und zu finden.

»Fürchten Sie nichts, Madame!« sagte Chastenay, »ich werde ihn finden, ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre.«

Nébouchel's Züge blieben immer noch unbeweglich.

»Aber das ist Alles sehr seltsam,« sagte der Herzog, indem er Nébouchel ebenfalls betrachtete. »Gleichwohl muß man diese dunkle Geschichte aufklären. Chastenay hat Recht und ich bin ganz seiner Meinung.«

»Ich auch!« sagte der Graf von Fresnes.

»Wir müssen durchaus wissen, wer Der ist, der mich hat foppen oder in's Verderben stürzen wollen,« sagte Henriette. »Dies ist mein lebhaftester Wunsch.«

»Und ich werde diesen Wunsch befriedigen, meine schöne Cousine,« sagte der Herzog. »Da ich mich zu Ihrem Beschützer erklärt habe, so muß ich Sie auch gegen alle Angriffe in Schutz nehmen, und sobald ich Gewißheit habe, wollen wir uns mittelst eines einfachen Verhaftsbefehls dieses Elenden entledigen.«

»Der Gedanke ist gut,« sagte Chastenay. »Sechs Monate Bastille sind keine zu harte Strafe, denn ich bin überzeugt, daß der Feige, der sich schimpflich versteckt hält, nicht der Mann ist, der zum Degen greift.«

Er erhob sich, näherte sich Henrietten und sagte:

»Jetzt, wo Ihre Anklage nicht mehr mir gilt, wo Sie von meiner Unschuld überzeugt sind, brauche ich keine Unruhe mehr zu hegen.«

»Sie sind ein treuer Freund, mein Herr,« sagte Henriette, »und ich schätze mich, wie ich nochmals sage, glücklich, den Beweis dieser Freundschaft zu besitzen.«

Fresnes und Chastenay nahmen Abschied von der Baronin, wechselten einen freundschaftlichen Gruß mit dem

Herzog von Coigny und durchschritten den Salon, während Nébouchel ihnen das Geleite gab.

Ehe sie die Schwelle der Thür passirten, drehte Renaud sich um und warf Henrietten einen letzten Blick zu, der durch einen ähnlichen beantwortet ward.

Alle Drei verließen hierauf den Salon, in welchem der Herzog und die Baronin allein zurückblieben.

Siebentes Capitel.

Drei Unterredungen.

In der Vorhalle an der Rampe angelangt, blieben die drei Herren stehen. Sie hatten hier die Aussicht auf den Hof, wo die Carosse hielt.

Der Graf von Fresnes nahm Abschied von Nébouchel, ging dann die Stufen der Rampe hinunter und sprang in den Wagen, der ihn erwartete.

»Auf Wiedersehen, Nébouchel!« sagte Chastenay, indem er den Fuß auf die unterste Stufe setzte.

»Auf Wiedersehen, Vicomte!« antwortete der Baron.

»Ha!« sagte Renaud, als ob ihm plötzlich etwas einfiele, »ich habe ja ganz vergessen, lieber Baron, Ihnen zu sagen, was ich für Sie gethan habe.«

»Was haben Sie denn für mich gethan?« fragte der Baron.

»Sehen Sie diesen Fiaker, der dort vor der Thür Ihres Hotels hält? Ein Neger steigt eben vom Bocke herab.«

»Ja.«

»Es ist Dago, der Ihnen auf meinen Befehl zwei Ihrer Diener wiederbringt, von welchen der Eine diese Nacht im Hotel d'Auvergne und der Andere im Hotel Molé gerade zu der Stunde festgenommen worden ist, wo Sie in der Rue du Bac in Ihr Cabriolet stiegen. Auf Wiedersehen, Baron!« rief Renaud, einen andern Ton anschlagend. »Auf baldiges Wiedersehen, lieber Freund!«

Mit diesen Worten stieg er die Rampe hinunter, sprang in den Wagen und sagte:

»Hotel Roquebrune!«

Der Wagen fuhr in scharfem Trabe davon.

Nébouchel, dessen Züge immer noch unbeweglich und ausdruckslos waren, drehte sich, sobald der Wagen verschwunden war, auf dem Absatz herum und schickte sich an in den Salon zurückzukehren.

Wenn sich aber auch nichts in seinen Zügen malte, so war er dennoch mit mancherlei Gedanken beschäftigt.

»Zum Glück,« sagte er bei sich selbst, »zum Glück ist meine Rache sicher und nun für Chastenay Alles verloren. Was meine Frau betrifft, so werde ich die Geduld haben, zu warten, bis ich sie beherrschen kann, und es wird mir gelingen.«

Dann setzte er hinzu:

»Der Herzog von Coigny soll mir auch dazu behilflich sein.«

Während Nébouchel den beiden Cavalieren das Geleite gab und langsam in den Salon zurückkehrte, bedeckte der Herzog, der sich vor Henriette auf ein Knie niedergelassen, ihre weißen Hände mit glühenden Küssen und sagte dabei fortwährend:

»Ich liebe Sie! ich liebe Sie! ich liebe Sie!«

»Aber dann, wenn Sie mich lieben,« sagte Henriette, »so schützen Sie mich gegen meinen Gatten, der weit boshafter ist, als er aussieht.«

»Fürchten Sie nichts,« sagte der Herzog mit Leidenschaft, »ich liebe Sie ja!«

»Da kommt er!« rief Henriette rasch, indem sie ihre Hände zurückzog.

Der Herzog nahm sofort wieder, scheinbar plaudernd, seinen Platz ein und Rébouchel trat ein, ohne etwas zu sehen.

»Bei Gott,« sagte Chastenay, während sein Wagen rasch auf dem Pflaster der Rue de Fossés Montmartre dahinrollte, »die schöne Henriette hat ihre Zeit gut benützt.«

»Beklagst Du Dich darüber?« fragte der Graf von Fresnes lächelnd.

»O nein. Im Gegentheile, ich bin ganz entzückt von dem, was soeben geschehen ist.«

»Wirklich?«

»Parbleu! Coigny erklärte ja rund heraus, daß er Henriette in seinen Schutz nehmen wolle. Hörtest Du das?«

»Ja.«

»Nun, weiter braucht es ja nichts. Auf diese Weise bin ich Henrietten vollständig los und zwar unter für sie angenehmen Verhältnissen. Sie zürnt mir nicht, sondern will mir vielmehr wohl.«

»Ist Coigny wirklich ihr Cousin?«

»Das ist wohl möglich. Im fünften Grade ist der ganze Adel ein wenig unter einander verwandt. Möge er es übrigens sein oder nicht, so kommt für mich wenig dar-

auf an. Der wesentlichste Punct ist, daß sie sich mit Soigny verständige, daß sie sich mit Rébouchel arrangire und das Uebrige geht mich nichts mehr an.«

»Nun,« sagte der Graf lachend, »Du siehst, Alles geht gut.«

»So gut, daß wir uns nur noch mit unseren Liebschaften zu beschäftigen haben.«

»Nicht ein einziges Hinderniß steht uns mehr im Wege!« sagte Fresnes mit freudiger Aufwallung.

»Wir sind im Zuge!« rief Renaud.

»Und in achtundzwanzig Tagen werden wir das Ziel erreicht haben, denn heute geht der Neunundzwanzigste zu Ende.«

»O,« sagte Renaud, »wenn der Kopf frei ist, wie innig liebt dann das Herz!«

»Das ist wahr.«

Die Berline fuhr die Rue du Gros Chenet entlang durch die Rue des Jeuneurs und bog, von den Pferden in scharfem Trabe gezogen, in die Rue du Sentier ein, welche rechts das Hotel Roquebrune begrenzte.

»Wie sonderbar das ist!« sagte Chastenay mit einem Seufzer der Herzenserleichterung. »Wenn ich diese Straße betrete, fühle ich mich wieder aufleben, gerade wie damals, wo mein guter Engel mich in dem Augenblicke, wo ich zu sterben gedachte, bei der Hand ergriff. Denise! O, sie ist meine Seele, mein Leben, mein Glaube an die Zukunft, mein Alles!«

Der Wagen fuhr in den Hof ein und machte an der Rampe Halt.

Ehe noch der Lakai abgestiegen war, eilten zwei Diener des Marquis herbei und öffneten den Schlag.

Renaud sprang mit einem Satz heraus, der Graf folgte ihm.

Alle Gesichter trugen ein freundliches Gepräge und die Diener begrüßten die beiden Herren mit sichtbarer Zuvorkommenheit. Man freute sich, sie kommen zu sehen.

»Ist Dir es auch so?« fragte Renaud. »Wenn man hier eintritt, so athmet man förmlich Glück.«

Alle Thüren öffneten sich vor ihnen und man hörte die wohllautende, frische Stimme Denise's, die sich zu ihrem Gesang auf dem Clavier begleitete.

Renaud blieb stehen und eine neue Empfindung bewegte ihn. Es war dies das erste Mal, daß er Denise singen hörte.

Der Graf lächelte, indem er sich erinnerte, daß es Jeanne's Stimme war, die ihn zuerst verführt hatte.

Achtes Capitel.

Eine Erinnerung.

Von allen Monaten des Jahres ist der schönste, der lieblichste, der reizendste, der verführerischste, der beliebteste und durch Aufregungen und Festlichkeiten aller Art belebteste, ohne Widerspruch der Monat September; dieser Monat, wo alle Reichthümer und Vorzüge der Jahreszeiten sich vereinigen, um das Leben zu beglücken.

Im September hat man den vorzeitigen Nebel des Winters, die warme Sommersonne, die üppige Vegeta-

tion des Frühlings und den Ueberfluß der Herbsternten. Alles hat ein warmes Colorit, die Erde ebenso wie der Himmel.

Im September gibt es Ruhe und Trägheit mit den Ferien, Enthebungen von langweiligen Arbeiten, unaufhörliche Promenaden, See- und Brunnenbäder in ihrem ganzen Luxus. Fischfang, Jagd, Wettrennen, Concerte, Bälle, Theater, alle Vergnügungen rieseln auf allen Straßen und in allen Städten, mit Ausnahme von Paris, welches traurig, monoton und verlassen ist.

Im September fühlt man sich leben, denn der Gesundheitszustand ist im Allgemeinen gut. Epidemien sind in diesem ersten Herbstmonate selten und die Atmosphäre besitzt den ganzen Glanz ihrer Schönheit. Ein azurblauer Himmel mit violettem Rande, eine balsamische Luft und ein gelinder Wind — nichts mangelt.

Die Göttin des Septembermonats ist mit einem Worte die cokettește, verführerischste, wunderbarst begabte und überschwänglichst begünstigte von allen zwölf Töchtern des Jahres.

Am 25. September 1786 stand das Rundtheil des Parks la Muette, jene malerische Partie des Boulognerwäldchens, im vollen Reichthum ihrer Vegetation, denn alle Bäume hatten jene Reihenfolge von Blättern, welche alle Färbungen vom zartesten Grün bis zum dunklen Gelb und röthlichen Braun zeigen.

Auf der Uhr der Kirche von Passy hatte es eben acht geschlagen, als ein sehr elegant gekleideter, rasch sich hin- und herbewegender junger Mann in der Seitenallee auf- und abging.

Plötzlich blieb er stehen, stampfte ungeduldig mit dem Fuße und rief:

»Corbleu! morbleu! sambleu! Er kommt also nicht.«

Die Geisblatthecke theilte sich, ein Kopf kam zum Vorschein und eine Stimme antwortete:

»Sambleu, morbleu, corbleu! er ist schon da!«

»Du bist es also,« sagte der erste junge Mann, indem er sich herumdrehte.

»Ich bin es also,« antwortete der Andere, dessen Gesicht immer noch in die Hecke eingerahmt war.

Und Beide brachen, da sie sich nicht halten konnten, in ein lautes Gelächter aus, welches rundum das Echo weckte.

»Es sind heute auf Tag und Stunde gerade sechs Wochen, daß wir ganz in derselben Situation die ersten Worte mit einander wechselten,« sagte Renaud, indem er aufhörte zu lachen.

»Nun denn,« entgegnete der Graf von Fresnes, »damit die Erinnerung eine vollständige sei, springe über die Hecke und laß uns nach dem bestimmten Platze gehen.«

»Gut!« sagte Renaud, indem er sich herüberschwang, »heute aber werden wir uns nicht schlagen.«

»Nein, ich glaube nicht, daß es irgend eine mögliche Ursache auf der Welt gibt, welche uns veranlassen könnte, jemals den Degen gegeneinander zu ziehen.«

»Parbleu! Um so etwas zu thun, müßten wir einen Anfall von Wahnsinn haben.«

»Und glücklicherweise haben wir jetzt unsern Verstand noch vollständig beisammen.«

Sich zu Renaud neigend setzte der Graf mit sanfter Aufregung hinzu:

»Heute Abend, mein Freund, heute Abend acht Uhr läuft die Wartezeit ab, welche der Marquis von Roquebrune der Verwirklichung deines Glückes gesetzt hatte.«

»Und auch Du, Du hattest Dir dieselbe Frist gesetzt; wie lange hat sie gedauert?«

»Ja, aber heute Abend werden wir die begünstigtsten und glücklichsten Menschen der Erde sein.«

»Ja, das ist wahr!« sagte Renaud mit leuchtenden Blicken.

»Heute Abend neun Uhr wird deine Vermälung mit Denise von Preuilly officiell und feierlich verkündet werden.«

»Ja. Um eilf Uhr werden wir uns auf den Weg nach dem Kloster machen und um zwölf Uhr wird Jeanne bei Denise sein.«

»Um ein Uhr wird der Priester uns in der Capelle erwarten, um unsern Bund zu segnen.«

»Noch siebzehn Stunden müssen wir also warten,« sagte Renaud, indem er einen Blick auf das Zifferblatt seiner Uhr warf.

»Hast Du Denise schon von Jeanne's Ankunft in Kenntniß gesetzt?«

»Nein, noch nicht. Ich habe ihr blos gesagt, daß ihre Vermälung gleichzeitig mit der unsrigen gefeiert werden würde, was sie lebhaft gerührt hat. Heute aber werde ich ihr mittheilen, daß Jeanne diese Nacht das Kloster verlassen und in dem Hotel ankommen wird. Denise wird sie aufnehmen wie eine Schwester.«

»Dafern uns bei diesem Verlassen des Klosters keine

Hindernisse in den Weg gelegt werden,« sagte der Graf mit einiger Unruhe.

»Aber Jeanne ist doch damit einverstanden?«

»Ja wohl! Sie weiß, daß wir, sobald sie das Kloster verlassen hat, vor dem Altare niederknien werden. Sie hat in Alles gewilligt, denn sie hat Vertrauen zu mir.«

»Dann wird auch Alles gelingen.«

»Ich hoffe es.«

»Die beiden Cavaliere waren mittlerweile den schmalen, sich unter den Bäumen hindurchschlängelnden, Fußsteig gewandelt, aber mit sehr langsamem Schritt und indem sie bei jeder wichtigen Plauderei stehen blieben.

»Soeben kommt mir ein Gedanke ein, den ich für nicht übel halte,« sagte Renaud, indem er seine Hand auf Bernards Arm legte.

»Was ist das für ein Gedanke?«

»Du hast den Marquis von Roquebrune von deiner bevorstehenden Vermälung unterrichtet, nicht wahr?«

»Ja, Du weißt es ja. Als wir verabredeten, daß meine Vermälung gleichzeitig mit der deinigen gefeiert werden sollte, war er ja dabei.«

»Ja. Aber wenn er auch von deiner bevorstehenden Verheiratung weiß, so kennt er doch nicht alle nähern Umstände und weiß nicht, was Du thun mußt, um deine Braut zum Altare zu geleiten.«

»Das ist wahr.«

»Nun wohl, meine Meinung ist, daß wir, um alle Gefahren zu beschwören, um unser Glück zu sichern und um alle Zweifel zu beseitigen — denn die Verzögerung deiner Vermälung würde auch die Verzögerung der meinigen

veranlassen — dem Marquis Alles sagen müssen, ohne ihm das Mindeste zu verschweigen.«

»Aber wann soll dies geschehen?«

»Noch heute Morgen, wenn wir nach Paris zurückkommen.«

»Und warum sollen wir ihm Alles anvertrauen?«

»Weil er ein Mann von großer Erfahrung und sicherem Urtheil ist, der nicht blos die große Welt, sondern auch alle ihre Vorurtheile, alle ihre Mängel und alle ihre Eigenschaften kennt, deren er sich bedienen kann. Wenn er Alles weiß, wird er uns Rathschläge geben, die für uns vom größten Nutzen sein können. Und wer weiß, was er selbst thun kann.«

»Was glaubst Du denn?«

»Ich weiß es nicht, aber ich habe großes Zutrauen zu ihm.«

»Nun gut. Ich werde ihm Alles sagen.«

»Es ist dies das Beste, was Du thun kannst, denn auf diese Weise sichern wir uns dieses Glück, welches noch diese Nacht gefeiert werden soll, dieses Glück, welches hier geboren ist, wo wir stehen und wohin ich oft wallfahrten werde, denn hier sind an einem und demselben Tage, die Freundschaft und die Liebe meines Bruders und meines Weibes in mein Herz gezogen.«

»Und ich habe Jeanne's sanften Blick nicht eher genossen und nicht eher mit ihr sprechen können, als an dem Tage, wo Du als genesen betrachtet wurdest und wo der Marquis von Roquebrune Dich einlud, ihn zu besuchen. Auch ich habe daher eine Wallfahrt der Dankbarkeit hierher zu unternehmen.«

»Nun gut, wir werden dies, wenn Du willst, jedes Jahr thun.«

Sie näherten sich dem von Platanen eingefaßten Rasenplatz.

»Sieh!« sagte der Graf von Fresnes, indem er seine linke Hand auf die Schulter seines Freundes legte und die rechte ausstreckte, »sieh, hier ist der Baum, an dessen Fuß ich Dich niedersitzen ließ, als Du verwundet warst.«

Renaud warf einen Blick nach der ihm angedeuteten Richtung.

»Ha,« sagte er, indem er plötzlich und mit einer Geberde der Ueberraschung stehen blieb.

Am Fuße der Platane, wo Renaud durch den Kammerdiener des Grafen verbunden worden, war ein weißes Tischtuch ausgebreitet und auf diesem ein Frühstück aufgetragen, welches dem Blick eines Sachverständigen nichts zu wünschen übrig zu lassen schien.

Normand und Dago standen mit der Serviette unter dem Arm da wie zwei Diener, welche ihre Herren erwarten.«

»Zu Tische!« lud der Graf in heiterem Tone ein.

»Zu Tische!« wiederholte Renaud.

»Setze Dich, hierher.«

Und er führte ihn an den Fuß des Baumes, an dieselbe Stelle, wo er am Tage des Zweikampfes am Rande der Böschung, halb gegen den Stamm der Platane gelehnt, gelegen hatte.

»Bei Gott,« sagte Renaud in heiterem Tone und indem er sich auf den weichen Teppich des zarten grünen

Rasens stützte. »Heute bedarf ich nicht deines Beistandes, um hier Platz zu nehmen.«

Er ließ seinen Blick im Kreise umherschweifen und sagte dann in bestätigendem Tone:

»Ja, hier war es.«

Er lächelte, als er den Grafen ihm gegenüber Platz nehmen sah, und setzte, mit Nachdruck hinzu:

»Sambleu! corbleu! morbleu! ich habe tüchtigen Appetit.«

Dago war hinter seinem Herrn niedergekniet, um ihn besser bedienen zu können. Normand lächelte, als er dies sah, und ahmte die Haltung des Negers nach.

Renaud ergriff sein Glas und reichte es Dago, der es sofort mit in Eis gekühltem Champagner füllte. Dann hob er das Glas bis zur Höhe seiner Augen, streckte Fresnes den Arm entgegen und sagte:

»Zum Andenken an unsere erste Begegnung!«

»Ja, stoßen wir an auf das Andenken unserer ersten Begegnung.«

Fresnes zog, indem er dies sagte, seinen Degen aus der Scheide und legte die blanke Klinge auf das Tischtuch.

»Ganz dasselbe sagtest Du mir vor anderthalb Monat oder richtiger fünfundvierzig Tagen, denn heute ist dieser fünfundvierzigste, zu derselben Stunde und auf derselben Stelle, indem Du mir diesen Degen gabst.«

»Zum Austausch für den deinigen!« rief Renaud mit Feuer, »denn Du hattest, indem Du mich rächtest, deine Klinge zerbrochen.«

Die beiden Gläser klangen über den bloßen Degen aneinander.

Nachdem sie geleert waren, ergriff Renaud die Klinge bei der Spitze, hob sie empor und bot den Griff dem Grafen, indem er zu ihm sagte:

»Ich gebe ihn Dir zum zweiten Male, damit dieses zweite Mal das erste heilige.«

»Ich werde mich nur mit dieser Waffe schlagen,« antwortete der Graf, indem er den Degen wieder in die Scheide steckte.

»Dann um so schlimmer für deinen Gegner, aber um so besser für uns.«

Und indem er Dago wieder sein Glas zum Füllen hinhielt, sagte er, indem er Normand mit der Hand begrüßte:

»Auf euer Wohl! Ich danke Euch für eure Sorgfalt, denn Ihr habt dadurch meine Genesung beschleunigt.«

Normand verneigte sich tief und sagte:

»Ich betrachte es als ein Glück für mich, daß ich Ihnen jene Hilfe leisten konnte, gnädiger Herr. Ein noch größeres Glück für mich aber ist es, daß ich Sie heute hier sehe.«

»Aber dennoch seid Ihr nicht glücklicher als ich, denn heute bin ich der glücklichste aller Menschen!«

»Und wie steht es mit mir?« sagte der Graf von Fresnes.

»Ein zweifaches Glück in einem!« hob Renaud wieder an, indem er seinem Freund die Hand über das Tischtuch hinwegreichte:

»Sieh einmal Dago an.«

Der Vicomte drehte das Gesicht herum.

Dago kniete hinter ihm und hielt die Augen, wie

stets, auf ihn geheftet. Er lebte nur in Renauds Anschauen. In diesem Augenblick aber war sein Blick noch glänzender als gewöhnlich und auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck, welcher vollkommenes, wahrhaftes Glück verrieth.

»Du bist also wohl zufrieden?« fragte ihn Renaud.

»Herr glücklich,« sagte der Neger, »Dago glücklich.«

»Und was Dago da sagt, ist vollkommen wahr. Er kennt kein anderes Glück als das meinige, und eben so auch kein Unglück als das, welches mich trifft. Wenn er heute vor sechs Wochen hier gewesen wäre, so würde sein Gesicht anders ausgesehen haben.«

»Aber er hätte Dich gepflegt. Warum hattest Du ihn nicht mitgebracht, wie ich Normand mitgebracht hatte?«

»Weil ich mich bei einem bevorstehenden Rencontre nicht von ihm begleiten lassen kann.«

»Warum nicht?«

»Wenn Dago vor sechs Wochen, als ich verwundet ward, hier gewesen wäre, so hätte er sich auf meinen Gegner gestürzt und ihn ganz einfach erwürgt.«

»Erwürgt?« wiederholte der Graf.

»Ja wohl, ohne daß ihn Jemand hätte daran hindern können. Nun begreifst Du wohl, warum ich ihn bei solchen Gelegenheiten nicht mitnehmen kann.«

»Ist denn so etwas schon einmal geschehen?«

»Ja, bei dem zweiten Duell, welches ich hatte. Es war dies das einzige, welchem er beigewohnt hat. Ich ward ganz leicht in den Arm verwundet; es war ein bloßer Ritz. Der Anblick meines Bluts versetzte ihn aber in solche Wuth, daß er einen wilden Schrei ausstieß und sich auf

meinen Gegner warf. Zum Glück hatte ich noch Kraft genug, seinen Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun.«

Die Augen des Negers funkelten.

Der Graf wendete sich nach Normand herum.

»Du hast mir gesagt, was Du von Joseph denkst — was denkst Du von Dago?«

»Dago würde sich für seinen Herrn in Stücke reißen lassen, und wenn sein Herr zugegen wäre, mit lächelndem Munde sterben. Der Vicomte kann ihm unbedingtes Vertrauen schenken. Uebrigens wußte ich gleich, als ich Dago zum ersten Male sah, was an ihm wäre.«

»Und wann sahst Du ihn zum ersten Male?«

»Im Hotel, noch am Abend des Duells, als er kam, um seinen Herrn zu sehen.«

»Ja,« sagte Renaud, »ich erinnere mich. Es war nach meinem ersten Schlafe. Als ich erwachte, fühlte ich mich ganz wohl: Du warst bei mir.«

»Ich horchte auf dein Athmen, denn ich fürchtete, daß deine Lunge verletzt wäre. Du hattest aber einen so regelmäßigen Schlaf und holtest so gleichmäßig Athem, daß meine Unruhe dadurch gehoben ward.«

»Ja, ich sage es nochmals, als ich erwachte, fühlte ich mich ganz wohl und mein erster Gedanke war, nach Hause zu schicken, um meine Diener benachrichtigen zu lassen. Normand verließ mich nicht und ich beauftragte ihn mit dieser Mission, indem ich ihm empfahl, Dago und Saint-Jean, meinen Kammerdiener, mitzubringen, damit sie ihn bei meiner Abwartung unterstützten.«

»Ich ließ Ihre Befehle auch sofort vollziehen, Herr Vicomte,« sagte Normand, als er bemerkte, daß Renaud

ihn fragend ansah. »Es dauerte auch nicht lange, so kamen Saint=Jean und Dago = Saint Jean wußte, daß der Herr Graf sich hatte schlagen wollen, und da er seinen Herrn nicht wiederkommen sah, so war er sehr unruhig; Dago aber wußte gar nichts.«

»Ja,« sagte Renaud.

»Als er in das Zimmer trat, wo Sie lagen, Herr Vicomte, stand ich bei Ihnen zu Häupten des Bettes und bereitete Ihnen geräuschlos einen Trank, denn Sie waren schon einmal aufgewacht, schlummerten aber noch.«

»Ja, ich entsinne mich dieses zweiten Schlafes, der mir noch besser war als selbst der erste.«

»Der Herr Graf war eben heruntergekommen. Dago näherte sich ohne Geräusch; ich folgte ihm neugierig und theilnehmend mit den Augen, denn ich errieth an dem Ausdruck seines Gesichts, was er litt. Die Vorhänge des Bettes, welche man zugezogen, um Ihren Schlaf nicht durch das helle Tageslicht stören zu lassen, hinderten Dago, Sie beim Eintreten zu sehen. Als er Sie aber regungslos auf dem Bett ausgestreckt liegen sah, dessen Tuch eine Menge Blutflecken hatte, als er bemerkte, daß Ihre Augen geschlossen und Ihre Züge todtenblaß waren, da blieb er wie vom Donner gerührt stehen. Ohne Zweifel glaubte er, Sie wären todt.«

»Der arme Dago!« sagte der Graf von Fresnes.

»Er bot einen furchtbaren Anblick dar.«

»Wenn ich stürbe,« sagte Renaud, »so würde Dago dann auch nicht lange mehr leben.«

Dago machte eine bejahende Geberde. Er schien sehr bewegt zu sein, denn während Normand sprach, hatte der

Neger die ganze Scene gleichsam noch einmal an sich vorübergehen sehen.

»Dago ward bleich,« fuhr Normand fort, »und zwar in solchem Grade, daß seine Haut fast weiß ward. Gleichzeitig rötheten seine Augen sich von dem Blut, welches in dieselben trat, so sehr, daß ich einen Augenblick glaubte, er werde plötzlich vom Schlage getroffen niederstürzen. In diesem Augenblicke drehten Sie sich in Ihrem Bett herum, Herr Vicomte, und schlugen die Augen auf.«

»Ja, und als ich die Augen aufschlug, sah ich Dago und rief ihn.«

»Das war es eben, was ihn rettete, Herr Vicomte, denn es trat eine plötzliche Reaction ein. Er stürzte auf das Bett los, warf sich vor demselben auf die Kniee nieder und brach in lautes Schluchzen aus. Nichts curirt besser als Thränen.«

»Ach, mein alter treuer Hund,« sagte Renaud, indem er dem Neger mit der Hand über die Schulter fuhr.

Dago bückte sich und küßte die Hand seines Herrn mit stürmischer Inbrunst.

»Ja, an diesem Tage, wo ich dem Tode so nahe war, umringte mich Freundschaft, Treue und Liebe und retteten mich.«

Nach kurzem, bewegtem Schweigen fuhr der Vicomte fort:

»Du bist bei mir, Fresnes, Du, die Freundschaft. Normand und Dago sind auch da, und sie repräsentiren die Treue. Ueber meinem Haupte fühle ich den Engel schweben, der mir erschienen ist.«

Der Schlag der neunten Stunde dröhnte von Passy her.

»Das ist die Stunde, wo ich das Rollen des Wagens hörte,« sagte Fresnes zusammenzuckend.

Renaud reichte mit strahlendem Gesichte dem Grafen die Hand und sagte:

»Horch!«

Dann nach kurzem Schweigen setzte er hinzu:

»Hörst Du?«

»Ja, ich höre ein fernes Geräusch, wie das Rollen eines Wagens.«

Mit einer Geberde des Erstaunens richtete er sich empor.

»Das ist seltsam!«

Das Rollen kam immer näher und zwar in der Richtung von Auteuil.

»Ha,« sagte Renaud, indem er eine Bewegung machte, um sich zu erheben.

Der Graf stand schon.

»Rühre Dich nicht,« sagte er, indem er seine Hand auf Renauds Schulter legte. »Erwarte mich hier.«

Renaud, dem plötzlich alle Kräfte untreu zu werden schienen, blieb halb ohnmächtig, den Rücken an den Stamm der Platane gelehnt, ausgestreckt sitzen.

Er befand sich genau in derselben Lage, worin Fresnes ihn fünfundvierzig Tage früher gelassen, um den Wagen zu holen, den er kommen hörte.

Der Graf schlug eben so wie damals den Fußsteig ein, welche in die Geisblatthecke mündete, und verschwand in dem dichten Laubwerke.

Das Rollen kam rasch näher.

Neuntes Capitel.

Liebe! Liebe!

Es vergingen einige Minuten, ohne daß das tiefe Schweigen, welches auf dem Rasenplatze herrschte, gestört worden wäre.

Das Geräusch des rollenden Wagens hatte vollständig wieder aufgehört.

Normand und Dago verhielten sich unbeweglich, denn sie respectirten den Einfluß der steigenden Bewegung, welche sich Renauds so sichtbar bemächtigte. Chastenay hatte keine Bewegung gemacht, aber Alles, was in ihm vorging, spiegelte sich in seinem Gesichte, worin sich die heftige Aufregung seiner Seele malte.

Seine Wangen und seine Stirn waren mattbleich, seine hochgeröthheten, bebenden Lippen ließen Seufzer entschlüpfen, seine Nüstern bewegten sich krampfhaft und seine, durch die langen Wimpern halb verschleierten, Blicke schleuderten dunstige Blitze.

Er athmete nur mit Mühe und mit dem Ausdrucke des Schmerzes. Er drückte sich die Hand auf die Brust und murmelte:

»Das ist seltsam. Mein Herz schlägt, als müßte es bersten. Soll ich denn sterben?«

Seine Schwäche mehrte sich mit jedem Augenblicke.

Lange blieb er so in sich selbst versunken und schien weder zu sehen, noch zu hören. Den Kopf vorwärts ge-

neigt, die Arme schlaff herabhängen lassend und die Augen halb geschlossen, gewährte Renaud einen so poetischen Anblick, daß Normand, der eben so wenig als Dago einen Blick von ihm verwendete, mit dem Ausdrucke der Aufrichtigkeit sagte:

»O wie schön er ist!«

Und er sprach die Wahrheit, denn niemals vielleicht war Renaud so schön gewesen, wie in diesem Augenblicke.

Noch fortwährend herrschte Schweigen auf dem Rasenplatze.

Plötzlich jedoch zuckte Renaud zusammen und ein nervöses Zittern schien seinen ganzen Körper zu durchrieseln.

Er richtete sich langsam auf, hob den Kopf empor und schlug die Augen auf. Sein Blick heftete sich auf die Stelle, welche sich der, wo er saß, gegenüber befand, und ein Schrei erstarb ihm auf den Lippen.

Vor sich erblickte er, in das Laubwerk eingerahmt, den Engel, dessen Annäherung er gefühlt hatte.

Es war Denise im ganzen Glanze ihrer Schönheit und selbst in das extatische Anschauen des Mannes versunken, den sie liebte.

Ihre Blicke begegneten sich.

Sofort ging mit Renaud eine seltsame, heftige Umwandlung vor. Seine Wangen rötheten sich, das Blut rollte wieder rasch und heiß durch die Adern und männliche Energie strahlte aus seinen Zügen.

Mit der Schnelligkeit des Blitzes aufspringend eilte er über den Rasenplatz hinweg und sank, durch die göttliche Erscheinung geblendet, zu Denisens Füßen nieder.

Er ergriff ihre beiden Hände, bedeckte sie mit Küssen,

und sagte in einem Tone, der durch seine Aufrichtigkeit der jungen Dame unbedingt zu Herzen gehen mußte:

»Ich liebe Dich!«

Denise taumelte.

Er umschlang sie mit seinen Armen und murmelte:

»Liebst Du mich auch?«

»Ja,« sagte sie mit ersterbender Stimme, »ich liebe Dich!«

Renaud hatte sich vor ihr auf die Kniee niedergeworfen.

»Denise,« rief er, »ohne Dich müßte ich sterben. Alles, was Gott an Liebe, Zärtlichkeit und guten Gefühlen in mich gelegt hat, Alles gehört Dir!«

Mit einer Leidenschaft, wobei der Ausdruck aufrichtiger Ueberzeugung sich mit unendlichem Wohllaut der Stimme verschmolz, fuhr er fort:

»Und Du liebst mich auch, Denise, Du liebst mich! Ich fühle es, und Du liebtest mich gleich in dem Augenblicke, wo Du mich zum ersten Male sahst. Ich las dies in deinen Augen, als Du mir das Leben wieder gabst.«

Denise hörte und verstand. Ihr Herz pochte schneller unter dem Eindrucke dieser Worte der Liebe, welche durch die Reinheit der Leidenschaft geheiligt ward.

Denise fühlte sich von diesem Manne geliebt, in welchen sie vollständiges Vertrauen setzte, und sie liebte ihn auch mit der Kraft der ersten Liebe. Ein sanftes, wonniges Zittern verrieth das Glück ihres ganzen Seins und sie athmete die Worte, welche aus seinem Munde zu ihr aufstiegen.

»Denise,« hob Renaud, indem er sie mit bewunderndem

Blicke betrachtete, wieder an, »Du wirst nicht blos mein Weib, sondern auch der gute Engel sein, den der Himmel mir gesendet, um über mir zu wachen. Du wirst meinen Lebenspfad mit Rosen bestreuen und mich zu Gott führen, wenn er mich einmal zu sich ruft. Deshalb, Denise, hege ich für Dich nicht blos Liebe, sondern auch Bewunderung.«

Der Marquis und der Graf waren in einiger Entfernung stehen geblieben und betrachteten lächelnd diese reizende Scene. Endlich näherte der Marquis sich den beiden Liebenden.

Renaud erhob sich, ohne Denise's Hände, die er mit seiner Linken gefaßt hielt, loszulassen. Mit dem rechten Arme führte er sie dem Marquis entgegen, indem er sagte:

»Mein Vater! Hier sind deine beiden Kinder, segne Sie!«

Der Marquis reichte Renaud die Hand und küßte Denise auf die Stirn.

Dann trat er einen Schritt zurück und betrachtete die Verlobten mit dem heiligen Ausdruck väterlicher Liebe. Seine Züge trugen das Gepräge stolzer Zufriedenheit.

»Mein lieber Renaud, ich, der ich so nahe daran bin, die Erde zu verlassen, vermache Dir, der Du mit der ersten Stunde des nächstkünftigen Tages mein Neffe werden wirst, mit meinem Segen die Sorge für das Glück meiner Tochter, die das Einzige ist, was ich hiernieden liebe.«

Renaud sah den Marquis an.

»Was soll ich sagen, was soll ich thun, um Ihnen zu beweisen, daß, so lange ich lebe, das Glück dieses Engels niemals gestört werden soll?«

»Ich habe Vertrauen zu Ihnen, mein Freund, und

ich kann Ihnen keinen größeren Beweis meiner Zuneigung und Achtung geben als den, daß ich Ihnen Denisens Hand schenke. Indem ich Ihnen die Sorge für Ihr Glück übertrage, spreche ich dabei keinen Zweifel aus. Ich mache Sie blos zu meinem Erben.«

Renaud drückte ihm die Hand mit einer Wärme, die einem Schwur gleichkam.

»Und nun,« fuhr der Marquis fort, »bedanken Sie sich bei dieser jungen Dame, welche in sechzehn Stunden Frau und Vicomtesse von Chastenay sein wird; bedanken Sie sich bei ihr, denn sie war es, welche auf den Einfall kam, heute Morgen zu derselben Stunde, wo wir am Tage Ihres Duells hier vorbeikamen, wieder hierher zu fahren. Sie wollte auch, daß wir uns dabei desselben Wagens, derselben Pferde und desselben Kutschers bedienten und uns von denselben Lakaien begleiten ließen.«

»Das war ein göttlicher Gedanke,« sagte Renaud, indem er die niedlichen Finger der jungen Dame küßte, welche in einigen Stunden sein Weib werden sollte. Dann ergriff er die Hand des Grafen, die er freundschaftlich drückte.

»An jenem Tage um acht Uhr war ich bei vollem Leben, aber ich stand allein, vollständig allein in der Welt, ohne etwas, was mich geliebt hätte oder von mir geliebt worden wäre. Um neun Uhr fühlte ich mich sterben, aber ich hatte in meiner Nähe einen Freund, der mein Bruder geworden war, und einen Engel, der das Glück meines Lebens werden wird. Ach, dieser Tag war der, wo mein Herz zum ersten Male schlug und wo ich mich glücklich fühlte. Deshalb werde ich auch jedes Jahr an diesem Tage eine Wallfahrt hierher unternehmen.«

Der Marquis betrachtete seine schöne Nichte und seinen künftigen Neffen mit etwas spöttischem Lächeln. Dann öffnete er seine Tabakdose, nahm eine Prise und sagte:

»Sprecht einmal die Wahrheit! Nicht wahr, Ihr wußtet Beide, daß Ihr Euch diesen Morgen hier begegnen würdet?«

»O nein, lieber Onkel,« antwortete Denise mit einem Ausdrucke von Freimuth, der keinen Zweifel aufkommen ließ.

»Und Du, Renaud?«

»Ich? Ich wußte durchaus nicht, daß Denise auf die zartfühlende Idee kommen würde, hierher eine Wallfahrt zu unternehmen, die ich auch machen wollte. Ich wußte davon nichts, aber dennoch errieth ich es, denn mein Herz hatte es mir gesagt.«

»Wie,« sagte Denise, »Sie wußten, daß ich kommen würde?«

»Ja, noch ehe ich Sie sah.«

»Aber woher wußtest Du es?« fragte der Marquis.

»Ich saß mit meinem Freund hier auf dem Rasen am Fuße des Baumes. Es schlug neun Uhr, als ich gerade sagte: »Ich fühle über meinem Haupte den Engel schweben, der mir erschienen ist.«

»Ja,« sagte Fresnes, »sein Instinct verkündete ihm das Rollen des Wagens, welches ich noch nicht hören konnte.«

»Das Herz pochte mir. Ich fühlte in mir ein unaussprechliches Glück, welches in dem Augenblicke, wo der Wagen Halt machte, so zu sagen zu einer vollständigen Vernichtung meines Seins führte, denn ich hörte nichts mehr. Es wäre schwierig zu sagen, was ich Alles empfand.

Es war mir, als hörte ich auf zu leben, und meine Kräfte verließen mich, als ich, plötzlich die Augen aufschlagend, Denise erblickte. Nun fühlte ich das Leben mit Gewalt wieder in mich zurückströmen.

Denise hatte Renaud mit großer Aufmerksamkeit und lebhafter Bewegung angehört.

»Wenn das, was Du gefühlt hast, Renaud, nicht eine Wirkung der Einbildungskraft ist,« sagte der Marquis, »so wäre dies ein Beleg zu der Theorie von den Zwillingsseelen.«

»Ich fühle und bin überzeugt, daß, wenn ich von Denise getrennt würde, wenn sie nicht mein Weib wäre, ich bald vom Leben Abschied nehmen müßte.«

»Wenn Du so liebst, mein lieber Renaud, dann werde auch ich Dich lieben, wie ein Vater seinen Sohn liebt.«

»Ich liebe Denise und habe nie eine Andere geliebt. Ich schwöre dies beim Glücke meiner Zukunft.«

Der Marquis umarmte den Vicomte und küßte ihn auf beide Wangen.

»Mein Sohn, gib ihr, die heute noch dein Weib werden wird, den Arm und laß uns nach Paris in diesem Wagen zurückkehren, den Du, wie Du ihn hier siehst, mit Pferden, Kutschern und Lakaien zum Andenken an diesen Tag behalten wirst.«

»Und mit ihm werden wir jedes Jahr unsere Wallfahrt unternehmen.«

Indem Renaud dies sagte, faßte er Denisens Hand und führte sie zärtlich nach der Richtung des schmalen Fußsteigs.

Der Graf von Fresnes stand neben dem Marquis

und bot ihm ehrerbietig den Arm, um ihn im Gehen zu unterstützen.

»Ich bin ganz entzückt, daß Sie Renauds Freund sind, denn ich empfinde für Sie die lebhafteste Sympathie.«

»Wirklich? Das, was Sie mir da sagen, öffnet mir sofort das Herz.«

»Warum?«

»Ich wünsche Ihnen eine vertrauliche Mittheilung zu machen, von welcher ganz einfach das Glück meines Lebens abhängt.«

»Was meinen Sie damit?«

»Erlauben Sie mir, Ihnen Alles zu sagen?«

»Ja wohl, denn ich wünsche Alles zu wissen. Eine vertrauliche Mittheilung darf nicht zur Hälfte gemacht werden.«

»Dann, Herr Marquis, da Sie eben so der Freund meines Vaters gewesen sind, wie der des Herrn von Chastenay, schenken Sie mir ein wenig von dem Glücke, welches Sie Renaud geschenkt haben.«

»Ich höre Sie,« sagte der Marquis liebreich, »Alles, was ich für Sie thun kann, soll geschehen.«

Zehntes Capitel.

Ein angenehmer Spaziergang.

Denise und Renaud, welche vorangingen, folgten dem Fußsteige. Renaud hielt in seiner Rechten die kleine Hand, welche seine Begleiterin auf seinen linken Arm stützte.

Denise's Toilette war von weißem Mousselin ohne

Stickerei, mit halblangen Aermeln, welche das feine, aristokratisch geformte Handgelenk sichtbar machten. Ihr Schmuck bestand einfach in einer Garnitur von Türkisen, die ihr wunderschön stand.

Nie war ein reizenderes Paar diesen Weg gewandelt.

»Halb zehn!« sagte Denise, als sie die Thurmuhr schlagen hörte. »Wir werden heute eine halbe Stunde später als gewöhnlich nach Hause kommen.«

»Ach,« sagte Renaud mit einem schmachtenden Seufzer, »wenn es nur halb zehn Uhr Abends wäre! Wie viel glücklicher wäre ich dann, denn ich hätte dann nur noch drei und eine halbe Stunde zu warten, um Dich das beseligende »Ja« aussprechen zu hören!«

Denise lächelte und ihre sammetnen Wangen rötheten sich.

»So aber habe ich noch beinahe fünfzehn Stunden zu seufzen.«

»Während dieser fünfzehn Stunden wirst Du mich nicht mehr verlassen.«

»Leider doch! Wenigstens drei Stunden.«

»Wie? Wenigstens drei Stunden?« wiederholte Denise im Tone eines verwöhnten Kindes. »Warum das? Du hast ja mit meinem Onkel verabredet, daß Du mit dem Grafen von Fresnes und mit uns in unser Hotel zurückkehrst und dasselbe den ganzen Tag nicht mehr verlässest.«

»Aber wie soll ich dann meine große Hochzeitstoilette machen?«

»Ja, das ist wahr. Du mußt in dein Hotel zurückkehren, um Dich anzukleiden. Drei Stunden aber, sollte ich meinen, brauchtest Du nicht dazu. Ich wenigstens

werde nicht so lange Zeit nöthig haben, um meine Braut-toilette zu machen.«

»Wie viel Zeit glaubst Du dazu zu bedürfen?«

»Ich? Zwei Stunden, mehr nicht. Von eilf bis ein Uhr! Uebrigens ist ja Alles vorbereitet.«

»O,« sagte Renaud, indem er ihr zärtlich die Hand drückte, »wie schön wirst Du in diesem Costüme sein! Wie ein vom Himmel auf die Erde herabgestiegener Engel hast Du mir auf deinen Fittigen das Glück gebracht, bewahre es uns nun auch. Gott wird uns segnen, denn ich liebe Dich zu innig, als daß unser Bund kein geheiligter sein sollte. Und übrigens werden wir auch meinen Freund und seine Braut in unserer Nähe haben, denn sie werden sich in derselben Stunde wie wir vermälen.«

»In derselben Capelle und an demselben Altar?«

»Ja, meine Theuere. Mein Freund vermält sich auch mit einem Engel, der diesen Abend aus dem Hause Gottes kommt, um sich mit ihm zu vereinigen, ebenso wie ich mich mit Dir vereinigen werde.«

»Ja es ist wahr, sie ist im Kloster — im Kloster der blauen Töchter, nicht wahr?«

»Ja.«

»Das ist nicht weit von unserem Hotel?«

»Nein, glücklicherweise nicht, denn ich muß um elf Uhr mit ihm fortgehen, um sie aus dem Kloster abzuholen.«

»Warum kommt sie aber nicht eher heraus?«

»Weil sie keine Familie hat, weil sie allein in der Welt steht und weil sie das Kloster nicht eher verlassen kann als zu der Stunde, wo sie sich vermälen wird.«

»Und Du mußt den Grafen begleiten?«

»Ja wohl. Er hat zu viel zu unserer Vermälung beigetragen, als daß ich nicht auch die seinige fördern sollte.«

»Ja, das ist recht. Und übrigens ist er so gut wie dein Bruder.«

»Ja wohl, und seine Gattin wird deine Schwester sein, Denise. O, wir werden sehr glücklich sein. Reine Liebe und aufrichtige Freundschaft! Nichts wird uns fehlen. O, ich sage es Dir nochmals und werde es Dir mein ganzes Leben lang sagen, Denise: Ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meines Herzens und meiner Seele.«

»Und wenn man bedenkt, daß ein Zweikampf die Ursache unserer Vermälung ist!«

Denise schwieg plötzlich, als ob ihr ein beunruhigender Gedanke einkäme.

»O mein Gott!« rief sie dann mit dem Ausdruck des Entsetzens, »nicht wahr, Du wirst Dich nie wieder schlagen? Ach, wenn Du Dich jemals wieder in eine solche Gefahr begäbest, es wäre mein Tod.«

»Fürchte nichts, mein angebeteter Engel. Ich bin nicht von streitsüchtiger Gemüthsart. Ich habe mich geschlagen, wie alle Cavaliere in ihrer Jugend sich schlagen und wegen einer Lappalie vom Leder ziehen.«

»Du erschreckst mich.«

»Im Gegentheile, ich will Dich beruhigen. Ein verheirateter Edelmann, der seine Frau liebt, läßt sich nur aus triftigen und ernsten Gründen zu einem Zweikampf herbei. Uebrigens werden wir, um unser Glück zu wahren, zurückgezogen leben und wenig in die Welt gehen.«

»Ja, ja, die Freuden der Welt würden mir Furcht

einflößen. Was werden wir nach unserer Vermälung machen?«

»Einen Besuch auf unserem Schlosse Reugny, wo wir am Grabe meiner Mutter beten werden.«

»Ja,« sagte Denise mit sanfter Bewegung. »Es wird eine neue Freude für uns sein, dieses Familienschloß zu bewohnen.«

»Und wir werden unsern Onkel und meinen Freund und dessen Gattin bei uns haben, die uns nie wieder verlassen werden.«

Das schöne Paar hatte den längsten Weg eingeschlagen, um von dem Rasenplatze nach der Seitenallee des Rundtheils zu gelangen.

Chastenay hatte mit Denise die Runde um die ganze Geisblatthecke gemacht und sie traten ohne Hinderniß in die Seitenallee, die mit ihrem entgegengesetzten Ende in die nach Paris führende Straße einmündete.

Der Marquis und der Graf hatten sich, indem sie mit einander plauderten, in einiger Entfernung gehalten, waren aber demselben Wege gefolgt.

Der Wagen wartete genau an derselben Stelle, wo er fünfundvierzig Tage früher Halt gemacht hutte. Gervais saß auf dem Bocke und Jean und Baptist standen zu beiden Seiten des Schlages.

»Nun, liebe Kinder,« sagte der Marquis, indem er sich seiner Nichte und dem Vicomte näherte, »habt Ihr einander Alles vertraut?«

»Ja, Alles,« antwortete Renaud.

»Ich habe Euch mit Willen ungestört gelassen. Ihr habt doch nicht etwa eurer Vermälung entsagt?«

»O, lieber Onkel, wie kannst Du so etwas sagen!« rief Denise lächelnd.

»Es wäre dann auch Zeit,« sagte der Marquis mit schalkhaftem Ton.

»Nein, mein Vater, es ist nicht mehr Zeit,« entgegnete Renaud, indem er seine Hand ergriff, »Du hast mich ja schon deinen Sohn genannt.«

»Nun dann wollen wir wieder nach Paris zurückkehren, diesmal aber wirst Du nicht unterwegs ohnmächtig werden.«

»O ich verspreche, durchaus keinen Grund zur Unruhe zu geben.«

Der Wagen fuhr bis an die Stelle, wo die Gesellschaft wartete.

»Apropos, was ist denn aus Nébouchel geworden?«

»Wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, so glaube ich, Nébouchel ist seit wenigstens einem Monat unterwegs.«

»Wohin?«

»Das weiß ich nicht. Coigny, der Cousin der Baronin, hat mir diese Mittheilung gemacht.«

»Er ist wohl mit seiner Gattin auf Reisen gegangen?« fragte Denise.

»Nein. Nébouchel ist allein abgereist.«

»Und wann wird er wiederkommen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Aber,« sagte Denise ein wenig schmollend, »man hat ihm doch eine Einladung für diesen Abend zugeschickt?«

»Wenn er nicht kommt,« bemerkte Renaud lachend, »so wird uns das weiter nicht leid thun.«

Der im Schritt heranfahrende Wagen machte der Gruppe der Plaudernden gegenüber Halt. Der Schlag war ge-

öffnet. Der Marquis ergriff die Hand seiner Nichte und ließ sie in den Wagen steigen. Dann sagte er, indem er in der Seitenallee stehen blieb:

»Warte einige Augenblicke auf uns; wir werden dem Wagen zu Fuße folgen.«

»Du willst nicht mit einsteigen?« fragte Denise lebhaft.

»Wir werden es sogleich thun.«

»Aber warum nicht jetzt?«

»Weil ich mit diesen Herren noch einige Worte zu sprechen habe, die Du nicht hören darfst.«

»Ach,« sagte Denise, schon wieder ein wenig schmollend, »wie es scheint, habt Ihr Geheimnisse, die ich nicht wissen soll.«

»Es handelt sich dabei weder um Dich noch um Renaud,« sagte der Marquis lächelnd.

»Aber um wen denn sonst?«

»Um den Grafen von Fresnes, der, während Du mit Renaud plaudertest, mir in Bezug auf seine Vermälung Alles anvertraut hat. Da ich ihm nun einige Rathschläge zu ertheilen und einen Dienst zu leisten habe, so muß ich mit den beiden Herren allein sprechen.«

»Ah, dann ist es gut, mein lieber Onkel!« sagte Denise, wieder vollständig beruhigt.

»Wir brauchen nur wenige Augenblicke, werde daher nicht ungeduldig.«

»Lieber Onkel, ich werde so lange warten, als Du wünschest,« sagte sie, während der Marquis die Thür des Wagens schloß.

Er befahl hierauf dem Kutscher, im langsamen Schritte zu fahren, begab sich dann wieder zu den beiden

jungen Männern, die ihn in der Seitenallee erwarteten, trat in ihre Mitte, faßte einen jeden bei einem Arme und so folgten sie alle Drei dem Wagen.

Die beiden Lakaien gingen in ehrerbietiger Entfernung hinterdrein.

»Mein lieber Renaud,« sagte der Marquis, »ohne Zweifel weißt Du, daß dein Freund mir in Bezug auf seine Vermälung Alles vertraut hat.«

»Ich weiß dies um so eher,« antwortete Renaud, »als ich ihn selbst aufgefordert habe, deine Güte in Anspruch zu nehmen, damit Du ihn aus der Verlegenheit ziehest. Ich weiß allerdings nicht, was Du kannst, aber ich bin überzeugt, daß es von Erfolg begleitet sein wird.«

»O,« sagte der Graf mit heiterer Miene, »der Marquis thut für mich, was selbst der eifrigste Freund nicht wagen würde.«

»Und dennoch ist die Sache sehr einfach,« antwortete der Marquis, »und es wird mir keine große Mühe kosten, Ihre Wünsche zu erfüllen. Die Aebtissin des Klosters der Blauen Töchter ist die Tante der Frau Marquise von Nanteuil und meine eigene leibliche Cousine. Wenn ich nach Hause komme, werde ich der Marquise Alles mittheilen, denn sie ist die intelligenteste Frau, die ich je gekannt habe. Wenn ich ihr mein Wort gebe, daß das schöne Mädchen, welches heute Abend aus dem Kloster geholt werden solle, mit dem Grafen von Fresnes in derselben Capelle vermält werden wird, in welcher Denise und Chastenay den Bund für's Leben schließen wollen, so wird Frau von Nanteuil Alles thun, was zum Gelingen dieses guten Werkes beitragen kann.«

»Und es wird gelingen, nicht wahr?« fragte der Vicomte eifrig.

»Ohne Zweifel, mein Freund. Wenn es sich um die Vermälung einer jungen Dame handelt, welche nicht im Kloster bleiben soll und die unglücklicherweise keine Familie hat, so übt die Aebtissin auch eine gute That, wenn sie von ihrer strengen Pflicht einmal abgeht, und ich bin überzeugt, daß sie, wenn es sein muß, ein Auge zudrücken und der Marquise gestatten wird, die junge Dame, unter Beobachtung gewisser geheimnißvoller Vorsichtsmaßregeln, mitzunehmen.«

»Aber,« sagte Renaud, »das ist ja allerliebst! Dann ist keine Entführung nöthig!«

»Das ist eben meine Freude und mein Glück,« sagte der Graf. »Ich war sehr unruhig, wenn ich bedachte, daß diesem heiligen Bündnisse vor Gott eine heimliche Flucht aus dem Kloster vorangehen sollte.«

»Während Frau von Nanteuil, indem sie allein deine Braut abholt und zum Altare führt, diese Annäherung der beiden Gatten heiligt,« bemerkte Renaud.

Dann neigte er sich dem Marquis zu und fuhr fort:

»Zu welcher Stunde würde die Frau Marquise in das Kloster gehen?«

»Das wird sie selbst bestimmen,« antwortete Herr von Roquebrune. »Und nun, wo Alles abgemacht ist, wollen wir in den Wagen steigen und rasch nach Paris zurückkehren.«

»Herr Marquis,« sagte der Graf, »ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit zu erkennen geben soll. Was Sie für mich thun —«

»Würden Sie auch thun,« unterbrach der Marquis, »wenn ich an Ihrer Stelle wäre.«

»Du wirst Herrn von Roquebrune von ganzem Herzen lieben, wie ich ihn liebe,« sagte Renaud. »Er wird auch dein Onkel sein. Und da wir beisammen leben werden, so wird er vier Kinder um sich haben, abgesehen von denen, welche die Zukunft bringt.«

»Aber werdet Ihr eines alten Mannes, wie ich bin, nicht überdrüssig werden?« fragte der Marquis lächelnd.

»Eher wirst Du, lieber Onkel, unserer Zärtlichkeit überdrüssig werden,« entgegnete Renaud. »Du wirst das Haupt der Familie sein und nur liebende und ehrerbietige Kinder um Dich sehen.«

Als Renaud, indem er diese letzten Worte sprach, den Kopf emporrichtete, gewahrte er Denise's schönes, frisches Gesicht in der Oeffnung des Wagenschlages. Ihre linke Hand ruhte auf dem untern Theil des geöffneten Fensters, so daß die Finger von außen sichtbar waren.

Renaud konnte sich nicht halten, das Herz pochte ihm. Er machte sich sanft vom Arm des Marquis los und eilte rasch auf den Wagen zu.

Als er denselben erreichte, drückte er seine Lippen auf Denise's Rosenfinger, indem er sagte:

»Ich liebe Dich!«

»O!« sagte Denise erröthend, während zugleich ein Blitz aus ihren Augen zuckte.

»Ach, wie gern sage ich das!« murmelte Renaud.

»Und ich, wie gern höre ich es!« antwortete Denise, indem sie sich zurückbog, um auf dem Rücksitz Platz zu nehmen.

Der Marquis näherte sich, stieg in den Wagen und setzte sich neben Denise, während Renaud dieser gegenüber Platz nahm.

Der Graf von Fresnes, der zuletzt einstieg, setzte sich neben den Vicomte.

»Nach Hause,« sagte der Marquis, »und rasch!«

Der Wagen rollte schnell in der Richtung von Paris weiter.

Eilftes Capitel.

Die Hochzeitstoiletten.

»Welche Zeit ist es?« rief Renaud mit Donnerstimme.

»Sieben Uhr zwanzig Minuten,« antwortete Fresnes in demselben Tone.

»Bist Du bald fertig?«

»Ja, und Du?«

»Ich bin es auch.«

»Dann können wir also wohl gehen?«

»Ja, so schnell als möglich.«

Diese Fragen und Antworten erfolgten aus zwei Zimmern, zwischen welchen sich das Boudoircabinet befand.

Die drei Gemächer waren durch eine Menge in Arm-, Wand- und Kronleuchtern steckende Wachskerzen beleuchtet und die Diener kamen, gingen und liefen aus einem Zimmer in das andere, öffneten Schränke und Schubfächer und wühlten überall mit der Schnelligkeit, der Gewandtheit und dem Eifer geübter Domestiken.

Die beiden Cavaliere waren nämlich, nachdem sie erst seit einer Stunde in das Hotel zurückgekehrt, eifrig mit ihrer Hochzeitstoilette beschäftigt.

Sie hatten sich frisiren und vom Kopf bis zu den Füßen ankleiden lassen müssen. Die Betten, die Sessel, die Stühle, die Tische, die Commoden, Alles lag voll kostbarer Kleider und Zierathen aller Art.

Hüte, Degen, Handschuhe, Uhren, Tabatièren, Ringe, Schnallen bedeckten die in der Mitte stehenden Tische und in jedem Zimmer gab es eine Auswahl, welche jeden Geschmack befriedigen mußte.

»Saint-Jean,« rief Renaud, »gehe einmal und sieh', ob mein Wagen angespannt ist.«

»Er muß es sein!« rief Fresnes.

»Es wird Zeit, daß wir uns auf den Weg machen.«

»Ja.«

»Bist Du fertig?«

»Ja. Und Du?«

»Hier bin ich.«

»Und hier bin ich auch.«

Die beiden Freunde erschienen gleichzeitig auf der Schwelle der Thür ihres Zimmers.

Beide musterten einander mit einer Neugier, die nichts Beunruhigendes hatte, denn nach ziemlich langem Schweigen wurden ihre Züge durch ein freundliches Lächeln verklärt.

Uebrigens hatten sie auch keinen Grund eifersüchtig aufeinander zu sein.

Chastenay und Fresnes waren beide mit eleganter Schönheit begabt. Wenn sie aber auch in ihrem Typus von

einander verschieden waren, so besaßen sie doch jeder etwas Verführerisches, denn ihre Züge waren geistreich und spiegelten Herzensgüte und Intelligenz wieder.

Heute, wo ihr Herz von Glück förmlich überflutet war, trat dieser Ausdruck noch mehr zu Tage. Beide hatten dem Wunsch, zu gefallen, gehorcht und sie hatten nur einen Gedanken gehabt — ihre Umgebung zu verführen, um dadurch noch verführerischer für Denise und Jeanne zu erscheinen, diese beiden jungen Damen, die für sie dieselbe Liebe hegten, welche ihnen selbst entgegengebracht ward.

Renaud trug einen Anzug von rosenfarbener Seide mit Silberstickerei, Perlenknöpfen und ciselirten Schnallen. Seine Weste war von weißer Seide und das, ebenso wie die Halstuchzipfel, mit feinen Spitzen besetzte Hemd bildete in der Oeffnung der Weste zahlreiche Falten.

Seidene Strümpfe mit silbernen Zwickeln, ein Degen mit weißer Scheide und silbernem Griff, Schuhe mit rosenfarbenen Schleifen und silbernen Schnallen vervollständigten das Costüm.

Das weißgepuderte Haar ließ den rosenfarbenen Teint der Wangen noch mehr hervortreten.

Beide junge Männer besaßen den Reiz, die Miene und den Gang eines Neuvermälten, der seine Braut liebt.

Der Graf trug ein Costüm von demselben Schnitte wie das Renauds, aber von anderer Farbe.

Perlgrau mit goldenen Zierathen, war es von großem Werthe und stand ihm wunderschön.

»Bei Gott, da sind wir ja geputzt!« sagte Renaud. »Nun hält uns hier weiter nichts mehr zurück. Vorwärts!«

»Du kannst es wohl kaum erwarten, deine Denise zu sehen?« fragte der Graf.

»Ja. Dennoch müssen wir erst nach sämmtlichen Gästen ankommen. Dies hat uns der Marquis ausdrücklich empfohlen.«

»Das ist wahr. Wenn Dir übrigens viel daran liegt, Denise zu sehen, so kann auch ich meinerseits es kaum erwarten, Frau von Nanteuil zu sehen.«

»Sie hat Dir aber doch vollkommen Gewißheit gegeben.«

»Das wohl, aber trotzdem bin ich nicht eher vollkommen ruhig, als bis ich Jeanne an meiner Seite sehe.«

»Du hast nur noch drei Stunden oder vielmehr nur noch zwei und eine halbe Stunde zu warten, denn die Marquise muß sich um zehn Uhr in's Kloster begeben.«

»Du hast doch nichts vergessen?« fragte der Graf, indem er sich im Spiegel betrachtete.

»Nein,« sagte Renaud. »Ist Dago fort?«

»Ja, Herr Vicomte,« antwortete Saint-Jean, der nicht aufhörte sich mit der Toilette seines Herrn zu beschäftigen.

»Dann werden wir ihn dort bei unserer Ankunft finden, nicht wahr?«

»Denise wird über dein Geschenk entzückt sein,« sagte der Graf.

»Glaubst Du?« fragte Renaud.

»Ich bin davon überzeugt. Dieser Hochzeitskorb ist prachtvoller, als man sie bis jetzt Prinzessinnen verehrt hat. Nur Du konntest ein solches Geschenk machen. Du wirst Erfolg haben heute Abend.«

»Gott höre Dich!«

Beide durchschritten die Gemächer und gingen in die mit Glasthüren versehene Vorhalle hinab.

Zwei prachtvolle, mit herrlichen Pferden bespannte Equipagen hielten im Hofe. Die Kutscher thronten majestätisch auf ihren mit Sammet drapirten Sitzen und die vier Lakaien warteten auf der letzten Stufe der marmornen Rampe.

Die eine der Equipagen hatte die Farben, die Wappen und die Livrée der Familie Reugny-Chastenay, die andere die Wappen und die Livrée des Grafen von Fresnes.

Die erste Carosse, welche vorfuhr, war die des Vicomte.

Fresnes und Chastenay stiegen ein.

Der zweite Wagen folgte leer nach.

Der kürzeste Weg, um von dem, in der Rue Saint-Dominique liegenden, Hotel de Fresnes nach dem, in der Rue du Sentir erbauten, Hotel Roquebrune zu gelangen, führte über den Pont Royal, die Straßen des Carrousselplatzes, die Place des Victoires und die Rue Croix des Petits Champs.

Dies war der Weg, den der Kutscher einschlug.

»Acht Uhr!« sagte Renaud, als sie an dem Tuilerienpalaste vorüberkamen.

»In zwei Stunden wird Jeane das Kloster verlassen,« sagte der Graf mit stiller Freude.

»Und in fünf Stunden werden wir mit denen vereint sein, die wir lieben.«

»Dann werden wir im Himmel sein und denselben nie wieder verlassen.«

»Welch' ein Tag des Glücks! Kein Hinderniß mehr und nichts zu fürchten.«

Der Wagen, welcher rasch fuhr, bog sich in die Rue Croix des Petits Champs ein, deren entgegengesetztes Ende er bald erreichte.

»Ach, hier ist das Hotel Nébouchel,« sagte der Graf.

»Dieser liebe Baron wird nicht wagen, eher als nach meiner Vermälung nach Paris zurückzukommen,« sagte Renaud mit spöttischem Lächeln.

»Fürchtet er sich vor Dir?«

»Ja wohl.«

»Uebrigens ist die Furcht, welche Du ihm wegen jener Angelegenheit mit dem Briefe an seine Frau eingejagt, für unsern Freund Coigny von wunderbarem Nutzen gewesen.«

»Ja,« sagte Renaud lächelnd, »er hat den Platz bewacht.«

Dann setzte er hinzu:

»Henriette wird heute Abend kommen.«

»Glaubst Du?«

»Ich bin davon überzeugt. Sie liebt die Welt und die Gesellschaft leidenschaftlich. Sie wird entzückt gewesen sein, eine Einladung von dem Marquis empfangen zu haben, und kommt ganz gewiß mit Coigny als Cavalier.«

»Und Nébouchel?«

»Der ist dazu geboren.«

»Da wir von Nébouchel sprechen, so fällt mir ein, daß Joseph immer noch in meinem Dienst ist und mir noch nichts Schlimmes zugefügt hat.«

»O, es ist möglich, daß ich mich geirrt habe,« sagte Renaud. »Uebrigens sprechen wir nicht mehr von diesem

Tölpel. Hier sind wir am Ziele unserer Fahrt und ich werde Denise nicht eher verlassen als bis zu der Stunde, wo wir in der Capelle niederknieen. Unser Glück ist nun gesichert.«

»Ja,« sagte der Graf. »Indem wir hier ankommen, fühle ich, daß Jeanne das Kloster verlassen wird.«

Der Hof und sämmtliche Fenster des Hotels und der Nebengebäude waren glänzend erleuchtet. Eine doppelte Reihe von Equipagen stand die ganze Straße entlang bis zum Boulevard. Zahlreiche Diener standen auf dem Hofe, auf der Rampe und in den Vorhallen umher. Ueberall athmete man festliche Luft — Alles strahlte und blendete.

Die Carrosse bog in den Hof ein und der Kutscher machte mit wunderbarer Geschicklichkeit und sicherer Hand mitten in der Schwenkung gerade den das Eingangsthor begrenzenden Säulen gegenüber Halt.

Renaud stieg zuerst aus, Fresnes folgte ihm und beide erstiegen die Stufen und durchschritten miteinander die Vorhalle.

Die Diener traten ehrerbietig und bewundernd auf die Seite.

Beide Flügelthüren des Salons wurden aufgerissen und der Diener rief:

»Der Herr Vicomte von Chastenay! Der Herr Graf von Fresnes!«

Unter den geladenen Gästen, besonders unter den Damen, gab sich eine große Bewegung kund.

Zwölftes Capitel.

Die Gavotte.

Alle Blicke hefteten sich auf Renaud, den Helden des Festes, denn nur seine Vermälung war officiell angekündigt, während die des Grafen noch in tiefes Geheimniß gehüllt war.

Der Vicomte begrüßte lächelnd im Vorübergehen diese ganze auserwählte Gesellschaft, welche ihn mit sichtbarer Sympathie empfing, und lenkte seine Schritte nach dem Theil des Salons, wo der Marquis von Roquebrune plaudernd unter einer Gruppe vornehmer Herren stand.

Auf der linken Seite des Salons, in der Nähe einer großen mit einem Boudoir in Verbindung stehenden Arcade stand ein Halbkreis schöner Frauen um Denise herum, welche im ganzen Glanze ihrer entzückenden Schönheit strahlte, die durch eine einfache, aber höchst geschmackvolle Toilette noch mehr gehoben ward. Sie trug eine Robe von weißer Seide, mit weißen Rosen und Orangenblüthen geschmückt, und gewährte einen wahrhaft jungfräulichen Anblick.

Die Marquise von Nanteuil saß in prachtvoller Toilette neben ihr und beschäftigte sich mit ihr wie eine junge Tante, die ihre Nichte liebt.

Man sah hier eine förmliche Cascade von Juwelen, Diamanten, Smaragden, Topasen und Rubinen, die an seidenen Wogen von allen Farben herabrieselten, über-

laden mit Spitzen und Goldstickereien aller Art, so wie sie damals ebenso wie die von Leonard erfundenen riesigen Coiffuren Mode waren.

Unter den blendendsten Persönlichkeiten dieser Versammlung bemerkte man die Baronin von Nébouchel, die mit unerhörter Pracht angethan war.

Der Marquis von Roquebrune that, als er den Vicomte auf sich zukommen sah, demselben einige Schritte entgegen.

Der Vicomte blieb stehen und verneigte sich tief. Der alte Edelmann erwiderte seinen Gruß, bot ihm feierlich die Hand und führte ihn noch feierlicher zu der Gruppe von Damen, deren Mittelpunct Denise war.

»Fräulein Denise von Preuilly, meine Nichte,« sagte der Marquis in ernstem Tone, während ringsum augenblicklich Todtenstille herrschte, »ich habe die Ehre, Ihnen den Vicomte Renaud von Reugny-Chastenay vorzustellen, dem ich auf seine bei mir angebrachte Bewerbung Ihre Hand zugesagt habe.«

Der Vicomte verneigte sich mit ehrerbietiger Grazie vor Denise, und diese erhob sich und erwiderte seinen Gruß, worauf sie wieder ihren Platz bei der Marquise von Nanteuil einnahm.

Renaud ging auf sie zu, fuhr mit der rechten Hand unter seinen Busenstreif, ließ sich auf ein Knie nieder und zog dann wieder seine Hand hervor, deren Finger jetzt eine blendendweiße Rose von mit Smaragdblättern umgebenen, Diamanten hielten.

»Dies ist Ihr Hochzeitsbouquet,« sagte er, indem er Denise die Blume bot.

»O!« rief Denise vor Freude erröthend, indem sie die prachtvolle Rose ergriff.

Renaud faßte die Hand seiner Braut und küßte sie, indem er zugleich sanft auf das unterste Ende des Stiels der Rose drückte. Sofort öffnete sich das Herz der Blume.

Denise stieß einen leichten Schrei der Ueberraschung aus.

Im Innern der von großen Blättern umgebenen Rose befand sich ein reizendes von einem geschickten Künstler gefertigtes Miniaturgemälde, welches Renaud im Profil vorstellte, wie er bleichen Angesichts mit dem Kopf auf einem Kissen lag. Ueber diesem Kopf sah man den Denise's, deren Blick auf Renaud geheftet war.

Denise saß unbeweglich da und erinnerte sich des Augenblicks, wo der Wagen vor der Thür des Hotels Fresnes Halt gemacht und Renaud in dem Moment, wo sie ihn ansah, zum ersten Male wieder die Augen aufgeschlagen hatte.

»O,« sagte sie mit rührendem Ausdruck, »ich danke Ihnen. Ein schöneres Andenken hätten Sie mir nicht geben können.«

Und sie bot ihm die Hand, welche er zum zweiten Male mit großer Zärtlichkeit küßte.

Die Rose hatte man gesehen, aber man wußte nicht, was sie enthielt, und Neugier malte sich in allen Blicken.

Renaud richtete sich langsam empor und da Denise nicht aufhörte, das Miniaturbild, dessen Anblick ihre Bewegung steigerte, zu bewundern, so sah er Frau von Nanteuil mit liebenswürdigem Lächeln an, indem er zu ihr sagte:

»Frau Marquise, Sie, die sie für Fräulein von

Preuilly eine so reizende und so gute Schwester sind, gestatten Sie mir, Ihnen die Freude auszusprechen, welche es mir machen wird, diese vortrefflichen verwandtschaftlichen Beziehungen mit Frau von Chastenay noch intimer werden zu sehen.«

Renaud hatte den Namen der jungen Dame, welche im Begriff stand, sein Weib zu werden, mit solcher Ehrerbietung ausgesprochen, daß die Marquise ihm zulächelte und durch Kopfnicken ihre Zustimmung zu erkennen gab.

»Herr von Chastenay,« sagte sie, indem sie sich ihm zuneigte, »Sie sind von allen jungen Männern, die ich kenne, der einzige, der mir um Denisens willen gefällt.«

»Wirklich?« sagte Renaud ganz erstaunt über dieses Compliment.

»Ja wohl. Warum sollte ich lügen? Ich habe meine Einwilligung nur für Sie gegeben und daran nicht unrecht gethan, nicht wahr nicht?«

»Madame, ich weiß in der That nicht, wie ich Ihnen danken soll,« hob Renaud im Tone der Aufrichtigkeit wieder an.

»Dadurch, daß Sie Denise glücklich machen; weiter verlange ich nichts von Ihnen.«

»Dies ist ein Gelübde, welches ich mir schon selbst gethan, Madame, und welches ich auch halten werde. So lange ich lebe, wird Denise glücklich sein.«

Frau von Nanteuil sah ihm aufmerksam in's Gesicht und sagte dann:

»Sie lieben Sie also?«

»Ob ich sie liebe!« entgegnete Renaud, dessen strahlender Blick sich auf Denisens Antlitz heftete, »o!«

Es lag in diesem »O!« ein solcher Ausdruck, daß Frau von Nanteuil davon ergriffen ward, und indem sie Renaud die Hand bot, sagte sie:

»Das war gut gesprochen.«

Nach kurzem Schweigen setzte sie in verändertem Tone hinzu:

»Es wird mir das größte Vergnügen machen, Sie zu sehen, denn sie werden Beide glücklich sein, davon bin ich überzeugt.«

»Dank für diese Prophezeiung!« sagte Renaud.

»Ich habe Vertrauen zu Ihnen.«

Kaum hatte die Marquise ausgesprochen, so ließen die Töne eines Orchesters sich vernehmen, welches den von Rameau componirten Tanz, welchen man die »Gavotte der Königin« nannte, aufzuspielen begann.

»Ah,« hob die Marquise wieder an, »Sie werden den Ball eröffnen. Ich habe Sie noch niemals tanzen sehen, Herr von Chastenay, dennoch aler weiß ich, daß Sie im Rufe eines ausgezeichneten Tänzers stehen, der auf den Bällen von Versailles brillirt hat, ganz besonders aber in Trianon, wo Sie dem Vernehmen nach vor der Königin einen Schäfertanz aufgeführt haben, der Herrn von Lauzun gänzlich in den Schatten gestellt hat.«

»Alles dies ist aus meiner Erinnerung entschwunden, Madame, und ich weiß wirklich nicht, ob es stattgefunden hat.«

»Wirklich nicht?«

»Ich lebe erst seit fünfundvierzig Tagen, Madame. Vorher bin ich mir meines Lebens wenigstens nicht bewußt gewesen.«

Er wendete sich zu Denise, der nicht eins von seinen Worten entging und die sich ganz dem Gefühl ihres Glücks hingab.

»Meine Geliebte,« sagte er zärtlich und in sehr leisem Ton, »jetzt werde ich zum ersten Mal Vergnügen am Tanzen finden. Tanzen wir!«

Und er ergriff sie bei der Hand. Denise erhob sich, indem sie mit anmuthigem Lächeln die in so zärtlichem Tone an sie gestellte Einladung annahm.

»Herr von Chastenay,« hob Frau von Nanteuil wieder an, »sagen Sie Herrn von Fresnes, er solle zu mir kommen, ich habe ihm ein Vergnügen zu machen.«

»O, sehen Sie ihn an,« sagte Renaud, »seine Augen sind, seitdem wir in diesen Salon eingetreten, unverwandt auf Sie geheftet.«

Und indem der Vicomte seinem Freund einen bedeutsamen Blick zuwarf, zog er Denise mit sanfter Gewalt mit sich fort und murmelte:

»Ich liebe Dich!«

Der Graf von Fresnes drängte sich auf geschickte Weise durch die Gruppen, welche, um dem Tanze Platz zu machen, zurückwichen, hindurch und setzte sich auf den Sessel, welchen Denise verlassen und der neben dem der Frau von Nanteuil stand.

Die Musik fuhr fort die Tanzmelodie zu spielen, und nachdem die Mitte des Salons frei geworden, nahmen Denise und Renaud ihren Standpunct ein.

Es war damals beim hohen Adel Gebrauch, sich nur in der Nacht zur ersten Stunde des Morgens zu vermälen; dem Bürgerstand ward dies von der Geistlichkeit nicht ge-

stattet, denn die Sanction des Maire ward nicht dazu ertheilt. Das Brautpaar pflegte demgemäß den der Vermälung vorangehenden Ball durch den ersten Tanz zu eröffnen.

Die Gavotte, eine muntere Variation der feierlichen Menuett, war ebenfalls zu jener Zeit Mode. »Sie diente,« sagt ein damaliger Schriftsteller, »dazu, das Talent der Tänzer und ganz besonders der Tänzerinnen glänzen zu lassen.«

Die Gavotte, welche weit graziöser war als unsere modernen Tänze, wie Polka, Mazurka und dergleichen, behauptete sich auf unseren Bällen bis in die ersten Jahre des ersten Kaiserreichs, wo der Walzer diesen reizenden Tanz in den Hintergrund drängte. Ein Seitenstück zu ihm war die Gaillarde, die gegenwärtig in den Cancan ausgeartet ist.

Im Jahre 1786 dachte man aber noch nicht daran, die Gavotte aufzugeben, und Renaud rechtfertigte den Ruf eines guten Tänzers, den er, wie die Marquise von Nanteuil bemerkt, schon seit längerer Zeit besaß.

Er führte die Gavotte mit einer Sicherheit und Gewandtheit durch, welche die Gewißheit des Gelingens in sich schloß und Denise Gelegenheit gab, eine Grazie zu entwickeln, welche die drei Töchter der Venus vollständig in den Schatten stellte. Sie tanzte mit einem Zauber, einem Adel und einer Bescheidenheit, welche von allen anwesenden Damen mit beifälligem Lächeln belohnt wurden.

Als die Gavotte unter lautem Beifallsgemurmel zu Ende ging, machte Renaud, indem er Denise's Hand in der seinigen behielt, die Runde durch den Salon und begrüßte nach der Reihe sämmtliche Gäste.

Das durch den Tanz belebte Mienenspiel des Brautpaares erhöhte noch die Schönheit, womit es von der Natur ausgestattet war.

Renaud führte Denise wieder auf ihren Platz neben Frau von Nanteuil.

Der Graf von Fresnes erhob sich mit dem Lächeln eines Glücklichen, und in dem Augenblick, wo der Vicomte die Hand seiner Braut losließ und ihr noch ein Wort der Liebe zuflüsterte, rief eine Alles übertäubende Stimme von der Eingangsthür des Salons her: »Der Herr Admiral von Suffren!«

»O,« sagte Renaud mit einem Blitz der Freude in seinen Augen, »nun wird unser Glück vollständig.«

Mit diesen Worten durchschritt er rasch den Salon, um dem Vice-Admiral entgegenzugehen, dessen Ruf als Seeofficier so groß war, daß seine bevorstehende Ernennung zum Chef eines Geschwaders schon allgemein bekannt war. Er war damals ziemlich fünfzig Jahre alt.

»O,« sagte Renaud, indem er die Hand des Mannes, der ihm das Leben gerettet, zärtlich drückte, »wie glücklich bin ich, Sie zu sehen!«

»Dennoch bin ich gekommen, ohne eingeladen worden zu sein,« sagte Herr von Suffren lächelnd. »Ich kam vor acht Tagen in Brest an. Hier fand ich den Brief, in welchem Du mir deine bevorstehende Vermälung anzeigtest, und reiste so schnell als möglich ab, um dieser Feierlichkeit beizuwohnen. Erst diesen Abend bin ich in Paris angekommen.«

»Sie bringen mir das Glück zur Aussteuer, Herr Admiral,« sagte Renaud, indem er ihn mit sich fortzog.

Der Marquis von Roquebrune kam dem Seeofficier entgegen.

»Herr von Suffren,« sagte er, »ich fühle mich durch Ihren Besuch doppelt geehrt, denn Sie sind hier, ehe Ihnen unsere Einladung hat zugesendet werden können.«

»Die Seeleute kommen oft wie ein Sturm, ohne sich vorher anzumelden!« antwortete Suffren lächelnd.

»Es ist ein guter Wind, der Sie uns zugeführt hat,« sagte der Marquis.

Während man so plauderte, führte Renaud den Admiral nach der Stelle, wo Denise neben der Marquise von Nanteuil saß.

Als sie hier ankamen, blieben sie stehen.

»Meine geliebte Braut,« sagte Renaud zu Denise in bewegtem Tone, »hier ist Herr von Suffren. Ich brauche blos dies zu sagen, denn es genügt.«

Denise erhob sich und ehe der Admiral sprechen konnte, sagte sie einfach und mit rührender Naivetät:

»Herr von Chastenay ist Ihnen von ganzem Herzen ebenso dankbar, wie ich es bin.«

Und indem sie sich auf die Spitzen ihrer kleinen Füße emporrichtete, bot sie dem berühmten Seemanne, der von sehr hoher Gestalt war, die Stirn zum Kuß.

Er gab ihr einen laut vernehmlichen väterlichen Kuß, betrachtete sie aufmerksam und sagte in seiner geraden, biedern Seemannsweise:

»So wahr ich lebe, ich freue mich, gekommen zu sein und Sie zu sehen!«

Dann wendete er sich zu Renaud und setzte hinzu:

»Du hattest Recht, als Du mir schriebst, sie sei ein Engel.«

Er betrachtete Denise nochmals und sagte:

»So oft ich wieder unter Segel gehe, werdet Ihr Beide für mich beten, nicht wahr?«

»O, von ganzem Herzen und von ganzer Seele!« entgegnete Denise.

In diesem Augenblicke schlug es neun Uhr. Der Graf von Fresnes zuckte zusammen.

»Zu welcher Stunde geht Frau von Nanteuil fort?« fragte ihn Renaud.

»Halb zehn Uhr.«

»Dann wird Jeanne um zehn Uhr das Kloster verlassen?«

»Ich hoffe es.«

»Wie, Du hoffst es? Du mußt es doch gewiß wissen! Hat Dir die Marquise es nicht versichert?«

»Allerdings.«

»Aber warum zweifelst Du dann?«

»Was willst Du? Je mehr Du Vertrauen hast, desto weniger habe ich dessen.«

»Aber was hast Du zu fürchten?«

»Das weiß ich nicht, aber —«

Der Graf stockte, ohne auszureden. Renaud wollte eben wieder zu ihm sprechen, als plötzlich beide Flügelthüren des Salons aufgerissen wurden.

Sämmtliche Gäste drehten sich herum und Alle, die in der Nähe der Eingangsthür standen, bildeten eine Spalier, indem sie sich neugierig vorwärts neigten, um besser zu sehen.

Eine förmliche Wolke von Dienern füllte den Wartesaal. Unter der Thür des großen Salons zeigte sich Dago. Auf seiner Schulter trug er das eine Ende einer Art Kiste von ziemlich zwanzig Fuß Länge, die von einer darum gewickelten großen Leinwand umgeben war, so daß man den Inhalt nicht sehen konnte. Zwei Diener trugen das andere Ende.

Sie bewegten sich in den Saal herein und Alles wich vor ihnen auf die Seite. Dago lenkte seine Schritte nach der linken Seite, wo Denise saß.

Renaud lächelte, als er das neugierige Erstaunen sah, welches sich in den Zügen seiner Braut malte.

Er hielt die rechte Hand hinter dem Rücken auf die Lehne eines Sessels gestützt.

Plötzlich fühlte er, wie ihm ein zusammengerolltes Papier in die Hand gesteckt ward.

Er drehte sich, indem er das Papier festhielt, herum und sah einen Diener, welcher mit dem Ordnen der Stühle beschäftigt war und ihm den Rücken zukehrte. In kurzer Entfernung davon erblickte er Henriette, die in einem großen Lehnsessel saß und ihm einen lächelnden Blick zuwarf, indem sie zugleich ihren Fächer bewegte.

Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte Renauds Gemüth. Seit seinen Eintritt hatte er kein Wort an Henriette gerichtet. Sie war allein, denn Rébouchel war nicht im Salon und der Herzog von Coigny brüstete sich galant neben ihr.

Renaud glaubte, sie habe ihm ein Geheimniß anzuvertrauen und ihm durch Vermittlung eines gefälligen Dieners dieses Papier zustecken lassen.

Da er fürchtete, daß Denise oder Frau von Nanteuil dieses Papier sehen und daraus Grund zu einem peinlichen Argwohn schöpfen möchten, so benützte er einen Augenblick, wo die Damen sich Alle neugierig nach einem Punct drängten und ließ das Papier rasch in die Taschen seines Rocks gleiten.

Dago blieb, als er an Denise vorüber war, stehen faßte das Ende der seltsamen Last, die er trug, mit beiden Händen und hob sie, indem er sich herumdrehte, von seiner Schulter.

Die beiden andern Männer, welche das entgegengesetzte Ende trugen, thaten dasselbe und setzten den Kasten vor den Damen auf den Teppich nieder.

Dreizehntes Capitel.

Das Heiratsgeschenk.

Die ganze neugierige Menge, besonders die Damen, drängten sich herbei, schauten, fragten sich und tausend verschiedene Vermuthungen gingen binnen wenigen Secunden von Mund zu Mund.

Die Neugierigste und Ungeduldigste von Allen aber war Denise, deren funkelnde Blicke von einem Ende des verhüllten Kastens bis zum andern irrten und vergebens in das Innere einzudringen und zu errathen suchten, was er enthalte.

Die Zeit ward ihr sehr lang.

Endlich kam Renaud immer noch lächelnd auf Denise zu. Es trat Schweigen ein.

»Mademoiselle,« sagte er, »wollen Sie mir erlauben, Ihnen dieses Heiratsgeschenk anzubieten?«

»Wie, das ist ein Heiratsgeschenk!« rief Denise mit einer Geberde des Erstaunens und in freudigem Tone; »o, was kann darin sein?«

»Eine schöne Länge wenigstens hat das Geschenk!« setzte Frau von Nauteuil lächelnd hinzu.

»Und,« sagte Herr von Suffren, »zu der Hülle scheint man ein ganzes Marssegel verwendet zu haben.«

Dann fuhr er lachend fort:

»Damit könnte man recht gut beschlagen.«

»Beschlagen? Wie meinen Sie das?« entgegnete Denise, indem sie große Augen machte. »Was könnte damit beschlagen werden?«

»Nun, sehen Sie nicht diese Reihe kleiner Stricke, die zum Festbinden dienen. Wenn man sie durch diese kleinen Löcher zieht, so knüpft man sie, um dem Wind weniger Anhalt zu geben und dies nennt man beschlagen.«

»Aber dann ist diese Leinwand wirklich ein Schiffssegel?«

»Ja, Mademoiselle, und zwar von einem Kriegsschiff, denn die Segel der Kauffahrteischiffe sind nicht von so großem Umfange.«

»Mein Gott! Mein Gott!« hob Denise mit verdoppelter Neugier wieder an. »Was kann in dieser Leinwand enthalten sein?«

»Möchten Sie es gern wissen?« fragte Renaud.

»Ja, und zwar sogleich!«

Der Vicomte gab einen befehlenden Wink, und Dago löste die Stricke mit einer Gewandtheit und Schnellig-

keit, wodurch die Neugier der Zuschauer nur noch gesteigert ward.

Als die Leinwand aufgebunden war, riß Dago sie rasch auseinander und ein Ruf des Erstaunens entrang sich Aller Munde.

Denise ganz besonders war wie betäubt. Ihre Lippen waren halb geöffnet und ihr Blick starr und unverwandt.

Das Heiratsgeschenk, welches Renaud seiner Braut machte, war das kleine Boot, welches er aus dem Kaffernlande mitgebracht hatte.

»Mademoiselle,« sagte er, »dieses Boot ist das, mit welchem es mir gelang, die Fregatte des Herrn von Suffren zu erreichen. Ich halte es für ein passendes Heiratsgeschenk, denn ohne dieses Boot wäre ich verloren gewesen.«

»O,« rief Denise verwundert, »wie schön ist dies Alles!«

In der That war das Boot nicht blos mit seinen Werkzeugen versehen, sondern auch mit einer vollen Ladung von Schätzen und Curiositäten aus allen Ländern der Erde gefüllt. Es war eine prachtvolle Sammlung, welche Renaud zusammenzubringen verstanden und die er nun sich freute, seiner Braut, die er so sehr liebte, überreichen zu können.

Es waren Stoffe, Zierathen und Schmucksachen aus allen Ländern Europas und des Orients. Die schönsten Producte waren hier durch ihre Muster vertreten.

Alle Gäste geriethen über diese Anhäufung von Wundern in förmliches Entzücken. Denise berührte Alles, betrachtete Alles und versuchte Alles mit der Freude eines verwöhnten Kindes und eines Mädchens, welches alle seine Wünsche erfüllt sieht.

Die Zeit verging, während sämmtliche Damen das Boot umringten und den Inhalt betrachteten. Diese Plünderung einer so reichen Ladung war für Alle ein Vergnügen.

Es schlug halb zehn Uhr. Frau von Nanteuil erhob sich, legte vertraulich ihren Arm in den des Grafen von Fresnes und sagte:

»Wollen Sie mich zu meinem Wagen geleiten?«

»O Madame, wie gütig sind Sie!« antwortete der Graf mit unterdrückter Freude.

Sie lenkten ihre Schritte nach der Ausgangsthür, indem Sie an Renaud vorüberging.

»Nun fürchtest Du wohl nichts mehr?« fragte der Vicomte lächelnd.

»Nein! nein!« antwortete der Graf. »Jetzt habe ich volles Vertrauen.«

»Seien Sie unbesorgt,« sagte die Marquise, »ich habe mit meiner Taute, der Aebtissin, Alles besprochen. Ich werde Ihre Braut mitbringen.«

Renaud begleitete Frau von Nanteuil ebenfalls.

»Nur noch drei und eine halbe Stunde brauchen wir zu warten,« sagte er, »dann ist unser Glück gesichert.«

»Sie besitzen schon einen guten Theil davon,« bemerkte die Marquise.

»Ja, Madame, aber man kann davon nie genug besitzen! Man muß Alles haben.«

»Das meinige liegt in Ihren Händen, Madame,« sagte der Graf.

»Ich werde es Ihnen zuführen.«

Sie durchschritten den Wartesaal und wollten eben

in die Vorhalle treten, als die Marquise den Vicomte bewog, stehen zu bleiben.

»Gehen Sie wieder hinein,« sagte sie. »Man wird Ihre Abwesenheit bemerken und dies wird die meinige noch auffälliger machen. Gehen Sie wieder hinein, Herr von Chastenay, mit Ihnen habe ich nichts mehr zu schaffen, denn Sie sind schon der Glücklichste aller Menschen.«

»Ja, das ist wahr, Madame,« antwortete Renaud naiv.

»Während der Graf von Fresnes meiner noch bedarf.«

»Er begleitet Sie nach dem Kloster, nicht wahr?«

»Nein, dies wäre sehr unklug. Ich werde allein in's Kloster gehen und Herr von Fresnes wird hier warten. Und nun guten Abend. Gehen Sie wieder hinein; ich werde bald zurück sein.«

Indem die Marquise dies sagte, zog sie ihren Cavalier rasch nach der Rampe des Hofes. Renaud durchschritt den Wartesaal und kehrte in den Salon zurück, ohne daß man seine Abwesenheit bemerkt hatte, so sehr war man um das Boot herum beschäftigt. Fortwährend hörte man eine Reihenfolge von Ausrufen der Bewunderung und der Ueberraschung. Die Fragen und Antworten kreuzten sich und wurden mit einem Geräusch ausgetauscht, welches durch das Plaudern der Männer nur noch verstärkt ward.

Renaud stand allein bei der Eingangsthür und als er sah, daß Niemand die Augen auf ihn heftete, fuhr er verstohlen mit der Hand in die Tasche seines Rockes, in die er das zusammengerollte Billet gesteckt, welches man ihm in die Hand geschoben.

Die Abwesenheit der Frau von Nanteuil machte ihn

weniger ängstlich, und Denise, die noch fortwährend neugierig in dem Boote herumwühlte, suchte nicht Renaud, denn sie war überzeugt, daß er in ihrer Nähe sei.

Als der Vicomte sich in voller Sicherheit sah, zog er seine Hand aus der Tasche, in welche er sie gesteckt, drehte sich dann mit spöttischem Lächeln, damit man ihn nicht von vorn sehe, herum, entsiegelte das Couvert, zog das zusammengefaltete Papier heraus und öffnete es.

In diesem Briefe, dessen vier Seiten ganz eng und voll beschrieben waren, lag noch ein zweiter, ebenfalls versiegelter Brief, der weit kleiner war als der, welcher ihn einschloß. Die Handschrift war nicht dieselbe wie die des großen Briefes.

»Was ist das,« sagte Renaud bei sich selbst, indem er die Papiere wiederholt in den Händen herumdrehte; »ich kenne keine dieser Handschriften. Wer, zum Teufel, hat mir —«

Er stockte und sah das Couvert an, um nocheinmal die Adresse zu lesen.

»Dem Herrn Vicomte von Chastenay,« las er. »Es ist wirklich an mich.«

Dann warf er einen raschen Blick um sich herum und als er sich überzeugt hatte, daß kein indiscretes Auge ihn beobachtete, begann er die Lectüre zunächst mit dem großen geöffneten Brief.

»Mein Gott!« sagte er, nachdem er einige Zeilen gelesen, indem er plötzlich zusammenzuckte.

Der Ausdruck seiner Züge verrieth große Unruhe.

Nachdem er einen peinlichen Seufzer ausgestoßen, fuhr er in seiner Lectüre weiter fort.

»Aber das ist unmöglich!« sagte er, indem er wieder innehielt.

Dann fuhr er mit flammenden Blicken fort weiter zu lesen, durchlief die beiden ersten Seiten und ein schmerzlicher Ausruf erstarb auf seinen krampfhaft zuckenden Lippen.

»O,« murmelte er, »dann ist Alles verloren!«

Er stand da wie vernichtet. Eine plötzliche Energie aber gab ihm seine Kräfte zurück und er fuhr mit fieberhafter Entschlossenheit fort zu lesen.

Augenscheinlich ging, während er Kenntniß von diesem Briefe nahm, der ihm eine furchtbare Kunde brachte, ein gewaltiger Kampf in ihm vor. Aus seinen Augen zuckten Flammen, seine Stirn runzelte sich drohend, seine Nüstern blähten und bewegten sich wie die eines Tigers und sein Athemzug war heiser und keuchend.

Als er das letzte Blatt umwendete, zerknitterte seine zitternde Hand es so heftig, daß er es beinahe durchriß.

Dennoch hörte er nicht auf zu lesen. Nachdem er mit dem ersten Briefe fertig war, öffnete er den zweiten.

Dieser war viel kürzer und enthielt nur wenige Zeilen.

Als Renaud damit fertig war, blieb er einen Augenblick unbeweglich stehen, als ob er keines Gedankens fähig wäre. Er rüttelte sich jedoch auf und zerknitterte die beiden Briefe in den Händen.

Das, was der arme Renaud litt, schien seine Kräfte zu übersteigen, denn er war unbeweglich und wie vom Donner gerührt.

Kalter Schweiß benetzte seine Stirne und mit zitternder Hand faßte er die Lehne eines Sessels, um nicht umzusinken.

Er gewährte einen furchtbaren Anblick.

Dieser Mann, der wenige Augenblicke vorher so heiter, so fröhlich, so glücklich ausgesehen und in dessen Zügen sich Zärtlichkeit, Liebe, kurz Alles gespiegelt hatte, was in seinem von Hoffnung und Freude berauschten Herzen lebte, stand mit einem Male da wie gelähmt und versteinert.

»Verloren, verloren!« murmelte er, von krampfhaften Zuckungen geschüttelt, »verloren!«

Plötzlich, während dieser furchtbare Krampf in ihm tobte, ward sein Name genannt.

»Herr von Chastenay,« sagte Denise's sanfte Stimme, »wollen Sie uns denn verlassen?«

»O, pfui über diesen garstigen Mann, der seine Frau verläßt, ehe sie es noch ist,« sagte die Gräfin von Boursonne lachend.

Renaud machte eine gewaltige Anstrengung, um sich zu fassen. Er drehte sich herum und versuchte zu lächeln. Denise aber stieß, als sie ihn erblickte, einen Ruf des Schreckens aus. Die Blässe seines Gesichts, die Verzerrung seiner Züge und der Schmerz, der sich in seinen Zügen malte, erklärten dies hinreichend. Alle, welche sich herumgedreht hatten, um ihn zu sehen, empfanden ein peinliches Gefühl.

»Aber, mein lieber Renaud,« sagte der Marquis von Roquebrune, indem er auf ihn zukam, »was fehlt Ihnen? — Sie leiden?«

»Herr von Suffren näherte sich ebenfalls, indem er sagte: »Was gibt es denn?«

Aller Blicke concentrirten sich auf Renaud.

Dieser stand allein mitten in dem Salon. Niederge-

drückt von der Wucht aller dieser fragenden Blicke stand er unbeweglich, unentschieden und zögernd da, und wußte augenscheinlich nicht, wozu er sich entschließen sollte. Er befand sich in der Lage eines Menschen, dem sein Verstand untreu wird. Als man auf ihn zugeeilt kam, stieß er einen heisern Schrei aus, drehte sich um und eilte in den Wartesaal hinaus, wo er heftig gegen Fresnes anrannte, der seine Schritte eben nach den Salon lenkte.

Durch die Vorhalle eilend, sprang er die Stufen des Perrons hinab in den Hof und rief in gebieterischem Tone:

»Meinen Wagen!«

»Was gibt es denn?« fragte der Graf, durch dieses seltsame Benehmen Renauds nicht wenig überrascht.

Dieser aber hatte ihn nicht gehört. Er war gegen ihn angerannt, ohne ihn auch nur zu sehen.

»Renaud, Renaud!« rief Fresnes, indem er seinem Freunde nacheilte.

Der Vicomte war schon in seinen rasch herbeigekommenen Wagen gesprungen.

»Warte doch!« rief der Graf wieder.

In diesem Augenblicke aber erhielt er einen zweiten Stoß, so daß er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte.

Es war ein Mann, der wie eine Kanonenkugel aus dem Salon geflogen kam, über den Perron hinunter, und mit einem einzigen Satze auf das Trittbrett des eben fortfahrenden Wagens sprang.

Dieser Mann war Dago.

Als er die erschrockene Miene seines Herrn und die so

rasche Flucht desselben gesehen, war er fortgeeilt wie ein Pfeil und hatte das Ziel erreicht.

Der Graf, welcher von all' diesem nichts verstand, ward von der lebhaftesten Unruhe bewegt. Er stand da und wußte nicht, was er thun oder sagen sollte.

Dennoch mußte er einen Entschluß fassen. Lange zu zögern war unmöglich.

Bei der so raschen Abfahrt der Equipage Chastenay's glaubte der Kutscher des Grafen von Fresnes, sein Herr wolle auch fort, weil beide fortwährend beisammen waren. Er sprang deshalb auf den Bock, und fuhr an dem Perron vor.

Als der Graf seine Equipage sah, zögerte er nicht mehr. Er glaubte, wenn er erst in den Salon ginge und sich erkundigte, so würde er vielleicht eine kostbare Zeit verlieren, die durch schleuniges Handeln besser angewendet werden könnte.

»Im Galopp!« sagte er, indem er zu dem geöffneten Schlag hineinsprang. »Folge diesem Wagen, der soeben fortgefahren ist.«

Die Equipage des Grafen fuhr mit derselben Schnelligkeit wie die des Vicomte hinter dieser her.

Vierzehntes Capitel.

Herr von Suffren.

Das so plötzliche, seltsame und unerklärliche Verschwinden des Vicomte von Chastenay, der wie von plötzlichem Wahnsinn ergriffen fortgerannt war, hatte anfangs Unruhe und Bestürzung in der ganzen Gesellschaft verbreitet, welche den Salon anfüllte.

Herr Roquebrune und Herr von Suffren machten keine Bewegung, um Renaud zu verfolgen und einzuholen. Sie waren ebenfalls ganz verblüfft.

Denise, welche, als sie Renaud gerufen, sich auf den Bord des Boots gestützt hatte, fühlte unter dem heimlichen Eindruck, den ihr die plötzliche Veränderung, die sie in den Zügen des Vicomte wahrgenommen, verursacht hatte und als sie ihn so unerwartet mit einer Geberde, die den grausamsten Schmerz verrieth, verschwinden sah, wie sich ihr das Herz zuschnürte und mit einem auf ihren Lippen ersterbenden Schrei sank sie halb ohnmächtig in einen Armsessel.

Aller Blicke waren der Thür zugewendet und als man das Geräusch des Wagens hörte, trat tiefe Stille in dem Salon ein. Jeder fragte den Andern mit den Augen, was dies zu bedeuten habe.

Erstaunen und Unruhe malten sich in Aller Mienen und man flüsterte leise:

»Was ist denn geschehen?«

Aber Niemand konnte antworten und Niemand wagte Herrn von Roquebrune zu befragen.

Als Henriette die Braut halb ohnmächtig niedersinken sah, näherte sie sich derselben und widmete ihr die liebreichste Sorgfalt.

»Aengstigen Sie sich nicht,« sagte sie, »Herr von Chastenay wird wiederkommen.«

Denise gab keine Antwort. Sie schien sehr zu leiden und ihre Gemüthsbewegung war gewaltig.

»Ich werde den Herrn Herzog von Soigny bitten, zu gehen und sich zu erkundigen.«

»Ja, ja,« murmelte Denise, »ich muß Alles wissen, — man bringe ihn wieder.«

»Der Herzog wird wissen, wo er ist. Fassen Sie Geduld!«

Henriette ging rasch hinter Denise's Sessel vorüber und näherte sich dem Herzog. Beide sprachen eine Weile lebhaft mit einander, dann entfernte sich der Herzog.

Während Henriette sich mit Denise beschäftigte, sprachen der Marquis von Roquebrune und Herr von Suffren in einer Gruppe sehr lebhaft mit einander.

»Dieses plötzliche Verschwinden,« sagte der Marquis, »läßt sich unmöglich erklären.«

»Wer weiß!« sagte Suffren. »So lange man nicht genau unterrichtet ist, darf man keine Anklage erheben.«

»Aber, mein Herr,« hob der Marquis in etwas stolzem Tone wieder an. »Dieser vollständige Mangel an Anstand, dessen Herr von Chastenay sich soeben hier, in diesem Salon, in demselben Augenblick, wo seine Vermälung vollzogen werden sollte, schuldig gemacht hat, kommt mir doch sehr sonderbar vor.«

»Urtheilen Sie nicht zu rasch, Herr Marquis,« hob Herr von Suffren in seinem kurzen Commandotone wieder an. »Ich kenne Chastenay so genau, wie ich mich selbst kenne und habe oft Gelegenheit gehabt, seinen Werth zu beurtheilen. Er ist ein Mann von Ehre, wie es nur einen geben kann, und wenn er uns auf so seltsame Weise verlassen hat, so ist dies ohne Zweifel in Folge eines furchtbaren Ereignisses oder Unfalls geschehen, der ihn betroffen hat.«

»Aber welches furchtbare Ereigniß, welcher furchtbare Unfall hätte ihn treffen können? Er ist seit seiner

Ankunft nicht aus diesem Saale hinausgekommen. Selbst noch unmittelbar zuvor schien er der glücklichste der Menschen zu sein.«

»Ja, das war er auch,« hob der Admiral lebhaft wieder an, »das war er auch, davon bin ich überzeugt. Seine Liebe zu Ihrer Nichte, sein Wunsch, daß dieses Ehebündniß sich vollziehe, ist der einzige Traum und das einzige Glück seines Lebens. Die einzige Vermuthung, die ich habe, obschon ich mir sie selbst nicht erklären kann, ist, daß ein Hinderniß gegen die Vermälung, welche stattfinden soll, sich ergeben und Chastenay so plötzlich in diesen furchtbaren Zustand versetzt hat. Wenn ein Mann von Muth und Herz wie er, auf diese Weise von Schmerz überwältigt wird, so muß dieser Schmerz einen furchtbaren Grund haben.«

Sämmtliche Anwesende, welche an diesem seltsamen Ereigniß, welches in diesem Saal, wo vorher die liebenswürdigste Heiterkeit geherrscht und wo man sich versammelt hatte, um der Vermälung eines trefflich zusammenpassenden Paares beizuwohnen, eine solche Störung erweckt hatte, das größte Interesse nahmen, hatten schweigend und aufmerksam die Discussion angehört, welche soeben zwischen dem Marquis von Roquebrune und Herrn von Suffren stattgefunden.

Die von dem Seemann ausgesprochene Vermuthung ward allgemein als eine Wahrheit aufgenommen.

Denise, welche, als sie mehrmals Chastenay's Namen nennen gehört, sich wieder ermannt hatte, erhob sich und näherte sich ihrem Onkel.

»Zweifle nicht an ihm,« sagte sie. »Was geschehen ist

weiß ich nicht, wohl aber weiß und fühle ich, daß er mich eben so sehr liebt, wie ich ihn.«

»Sie sprechen die Wahrheit, Mademoiselle,« hob Herr von Suffren wieder an; »Ihr Herz lügt nicht und Ihr Glaube an den Vicomte lügt auch nicht. Chastenay liebt Sie und Sie sind die Einzige auf der Welt, die er geliebt hat. Wenn er von Ihnen getrennt würde, so müßte er sterben.«

»O,« sagte Denise, indem sie die Hände faltete, »er hat es mir immer gesagt und ich glaube —«

»Glauben Sie es, denn er hat die Wahrheit gesprochen, und wenn nicht diese Nacht noch um ein Uhr Ihre Vermälung stattfindet, so könnte der Grund davon nur darin liegen, daß Chastenay gestorben wäre.«

»Gestorben!« wiederholte Denise erschrocken.

»Bis zu dieser Stunde, Mademoiselle, beten Sie für ihn.«

Nachdem Herr von Suffren dies gesagt, drehte er sich nach der Versammlung, die er mit seiner riesigen Gestalt überragte, herum und fuhr fort:

»Ich liebe Castenay wie meinen Sohn. Ich bürge mit meiner Ehre für die seinige und bitte Sie Alle, meine Damen und Herren, dieses Haus nicht vor der Stunde zu verlassen, wo die Vermälung gefeiert werden soll. Ich gehe jetzt, um Chastenay aufzusuchen. Um ein Uhr werde ich wieder hier sein — mit ihm oder ohne ihn — und Sie sollen Alles erfahren.«

Diese Versicherungen wurden in sanftem, aber bestimmtem Tone gegeben.

Der Marquis von Roquebrune reichte dem Admiral von Suffren die Hand.

»Im Namen meiner Nichte,« sagte er, »und in dem meinigen bitte ich Sie, den ganzen Ausdruck unserer Dankbarkeit anzunehmen. Jetzt, ehe Sie gehen, erlauben Sie mir zu sagen, daß es mir ein wenig zur Beruhigung gereicht, zu wissen, daß der Graf von Fresnes, der intime Freund des Herrn von Chastenay, augenscheinlich zugleich mit ihm sich entfernt hat.«

»Ja wohl, denn sonst wäre er hier.«

»Kennen Sie den Grafen von Fresnes?«

»Persönlich nicht, wohl aber aus einem Briefe von Chastenay, der mir viel von ihm erzählt und auch mitgetheilt hat, daß derselbe sich in dieser Nacht, zu derselben Stunde und in derselben Capelle wie er ebenfalls vermälen würde.«

»Sehr richtig. Die Frau Marquise von Nanteuil ist sogar in diesem Augenblicke in dem Kloster, wo sich die fragliche junge Dame befindet, und wird sie hierherbringen.«

»Ah,« rief Denise lebhaft, »da kommt Frau von Nanteuil!«

Aller Blicke wendeten sich wieder der Thür zu.

Die Marquise trat wirklich ein, sie war aber allein und schien sehr aufgeregt zu sein.

Sie ließ ihre Augen in dem Salon umherschweifen, näherte sich dann dem Marquis und sagte:

»Fräulein von Saumaise ist hier?«

»Ah, Sie haben Sie also mitgebracht?« sagte der Marquis.

»Nein, sie muß hier angekommen sein, während ich im Kloster war. Wir sind einander fehlgegangen. Die Aebtissin hat es mir gesagt.«

»Fräulein von Saumaise?« wiederholte der Marquis von Roquebrune erstaunt. »Diese ist nicht hier; sie müßte denn gekommen sein, ohne sich bei mir melden zu lassen.«

»Das ist unmöglich,« sagte die Marquise.

»Nun, dann ist sie auch nicht da.«

Die Marquise fuhr fort sich nach allen Seiten umzuschauen.

»Aber,« sagte sie, »wo ist denn der Herr Graf von Fresnes?«

»Es ist soeben fort!« antwortete der Marquis.

»Wo ist er aber hin? Er weiß also, daß Fräulein von Saumaise mit Autorisation der Aebtissin und ohne meiner Mitwirkung zu bedürfen, das Kloster verlassen hat?«

»Das glaube ich nicht,« entgegnete der Marquis, »wenn aber die junge Dame das Kloster verlassen hat, ohne hierher zu kommen, so würde sich dadurch das plötzliche Verschwinden beider Freunde erklären.«

»Herr von Chastenay ist also auch fort?«

»Ja, zuerst. Er schien, als er fortging, die Beute einer gewaltigen Unruhe zu sein.«

»Aber das ist Alles sehr seltsam,« sagte Frau von Nanteuil. »Wann werden Sie wiederkommen?«

»Bald, hoffen wir.«

Die Marquis machte eine Geberde der Ungeduld.

»Ich verstehe von all' diesem nichts,« sagte sie.

»Eben weil wir nichts davon verstehen, Madame,« sagte Herr von Suffren, »will ich gehen und Erkundigungen einziehen.«

»Erkundigungen?« wiederholte die Marquise, indem sie den Admiral mit Erstaunen betrachtete; »was ist denn in meiner Abwesenheit hier vorgegangen?

»Sie sollen es erfahren, Madame. Jetzt aber muß ich fort und ich bitte Sie, ebenso wie ich schon diese übrigen Herrschaften gebeten habe, hier bis zu der Stunde zu warten, wo die Vermälungen stattfinden sollen.«

»Ganz gewiß, Herr Admiral,« sagte Frau von Nanteuil. »Ich würde auch ohne Ihre Aufforderung nicht von hier fortgehen, bevor das Geschehene aufgeklärt wäre.

»Um ein Uhr sollen Sie Alles erfahren, Madame.«

»Ich werde Ihnen dafür sehr dankbar sein, denn meine Unruhe ist groß.«

Der Admiral von Suffren verneigte sich und verließ den Saal.

Unruhe und Aufregung standen auf allen Gesichtern geschrieben und Seufzer des Mitleids entrangen sich Aller Lippen.

Denise näherte sich der Marquise von Nanteuil und sagte mit bittendem Tone:

»Wir wollen in der Capelle beten, bis Herr von Chastenay wiederkommt.«

Die Marquise küßte ihre Nichte auf die Stirn und sagte, indem sie sich mit ihr entfernte:

»Ja, beten wir, Gott wird uns erhören!«

Fünfzehntes Capitel.

Verzweiflung.

Der Wagen, welchen Renaud fortführte, rollte mit furchtbarer Schnelligkeit in der Richtung des Hotels Chastenay entlang. Dieses Hotel lag in dem Faubourg Saint-Germain, in der Nähe des Palais Bourbon. Seinen Eingang hatte es in der Rue de Bourgogne, die Mauer des Gartens begrenzte den Quai de la Grenouillière, welcher heutzutage die Fortsetzung des Quai d'Orsay bildet, und es hatte eine kleine Thür genau der Fähre gegenüber, wo vier Jahre später, im Jahre 1790, Ludwig XVI. die prachtvolle Brücke vollenden ließ, welche seinen Namen trägt.

Renaud saß mit zusammengebissenen Zähnen und krampfhaft geballten Händen in der rechten Ecke seines Wagens.

Kein Wort, kein Ausruf, kein Seufzer kam während der zwanzig Minuten, welche die Pferde brauchten, um die Entfernung, welche länger war, als sie gegenwärtig ist, zurückzulegen, über seine Lippen.

Als der Wagen in den Hof des Hotels einbog, öffnete sich der Schlag plötzlich und Renaud stieg aus.

»Bist Du es, Dago?« rief er erstaunt, als er den Neger erblickte.

»Ja, Herr.«

Der Vicomte durchschritt die Vorhalle und stieg die Treppe hinauf, welche nach der ersten Etage führte.

Auf jeder Stufe ward sein Schritt langsamer.

Mitten auf der Treppe blieb er stehen und stützte sich auf das marmorne Geländer, indem er einen schmerzlichen Seufzer ausstieß.

Nach einem Augenblick peinlicher Betrachtungen fuhr er noch langsamer fort die Treppe vollends zu ersteigen.

Das Haus schien ganz verlassen zu sein. Seit den sechs Wochen, wo er es nicht mehr bewohnte, brachten die Diener, die nichts zu thun hatten, ihre Zeit mit Spazierengehen zu, ohne sich über dieses far niente zu beklagen.

An diesem Abend hatten, da man wußte, daß der Vicomte ebenso wenig nach Hause kommen würde, als dies an den vorhergegangenen Abenden geschehen war, sich alle bis auf zwei entfernt, welche das Hotel bewachen sollten.

Renaud erreichte die erste Etage.

»Was soll ich zu ihr sagen?« fragte er sich, indem er mit immer traurigerer Miene stehen blieb.

Er dachte nach, war aber nicht im Stande, sich seine Frage zu beantworten.

»Ja,« hob er wieder an; »wir müssen der Sache ein Ende machen!«

Er näherte sich einer Thür und öffnete dieselbe. Er trat in einen großen Salon, der ganz leer war und nur von einem fünfarmigen Leuchter erhellt ward. Er durchschritt diesen Saal und legte die Hand auf den Krystallgriff einer Thür.

Er blieb stehen, ohne zu öffnen, und seufzte abermals.

Seine Züge hatten jetzt einen weniger schrecklichen

Ausdruck, als den sie nach der Lectüre der beiden Briefe gezeigt, aber immer noch malten Trostlosigkeit und Verzweiflung sich darin.

Einen dritten Seufzer erstickend, öffnete er die Thür und trat in ein reizendes Boudoir, welches mit rosenfarbener Seide tapezirt und mit Spiegeln ausgestattet war, die einer das Bild des andern zurückwarfen.

Ein weicher Teppich bedeckte die Diele und machte das Geräusch der Tritte unhörbar.

In diesem erleuchteten Raum saß eine einfach, aber geschmackvoll gekleidete junge Dame in einem Lehnsessel.

Als sie Renaud erblickte, blieb sie, nachdem sie sich zuvor erhoben und einen Schritt vorwärts gethan, mit einem leichten Schrei stehen und wich wieder zurück.

Renaud blieb an der Schwelle der Thür stehen, und betrachtete die junge Dame, deren Kopf und ganze Erscheinung reizend und unendlich anmuthig waren.

Dennoch malte in Renauds Gesicht, als er sie erblickte, sich ein Ausdruck des Widerwillens.

Einen Augenblick lang verhielten beide sich schweigend.

»Aber, mein Herr,« sagte die junge Dame, indem sie ein wenig erröthete, »ich glaube, Sie irren sich, wenn Sie dieses Zimmer betreten, denn —«

»Sie glauben ich irre mich, Madame?« antwortete Chastenay mit Erstaunen.

»Ja, Sie, mein Herr, denn ich kenne Sie nicht.«

»Aber, Madame, wen kennen Sie denn sonst hier?«

»Wie? Wen ich hier kenne?« entgegnete die junge Dame, die durchaus nicht verlegen, sondern im Gegentheil sehr heiter zu sein schien; »ich kenne Herrn von Chastenay.«

»Sie kennen ihn?« sagte Renaud seufzend. »Ah, es ist aber sehr lange her, daß Sie ihn nicht gesehen haben.«

»O, nicht so gar lange!« hob die junge Dame lächelnd wieder an. »Ich sah ihn erst gestern.«

»Gestern?« wiederholte Renaud lebhaft. »Sie haben gestern Herrn von Chastenay gesehen, wo denn?«

Die junge Dame sah Renaud unverwandt an und sagte mit großer Würde:

»Mein Herr, ehe wir länger miteinander sprechen, wünsche ich zu wissen, wen ich die Ehre habe, vor mir zu sehen. Sie fragen mich auf so sonderbare Weise aus, daß ich Ihnen nicht antworten kann.«

»Sie wollen wissen, wer ich bin, Madame?« entgegnete Renaud mit wehmüthiger Miene. »Sie wissen es ja.«

»Nein doch, mein Herr! Ich weiß es nicht.«

»Ich bin Chastenay!«

»Sie?« rief die junge Dame mit der Geberde und dem Ausdruck großer Ueberraschung. Sofort jedoch schlug sie einen andern Ton an und fuhr fort:

»Ah so! Ich wußte nicht, daß er einen Bruder hätte.«

»Einen Bruder?« rief Renaud; »was wollen Sie damit sagen?«

»Weiter nichts, als daß ich nicht gewußt habe, daß Herr von Chastenay, mein Gemal, einen Bruder hätte,« wiederholte sie ungeduldig.

»Ich stehe ja aber ganz allein auf der Welt, Madame. Ich habe niemals einen Bruder gehabt.«

»Mein Herr,« sagte die junge Dame in stolzem Tone, »es gibt Scherze, die man nicht allzuweit treiben darf.«

»Madame, ich weiß nicht, was Sie sagen wollen,« hob Renaud mit dem Ausdruck der Verzweiflung wieder an.

»Ich leide furchtbar; quälen Sie mich nicht, ich bitte Sie!«

Und er sank auf einen Stuhl nieder. Große schwere Thränen glitten an seinen Wangen herab. Seine Kräfte waren erschöpft.

»Mein Gott,« sagte die junge Dame indem sie sich näherte, »was fehlt Ihnen?«

Plötzlich unterbrach sie sich, horchte und stieß dann einen leichten Freudenschrei aus.

»Ha! er ist es!«

Die Thür öffnete sich rasch. Der Graf von Fresnes trat ein.

»Mein Gemal!« rief die junge Frau, indem sie dem Eintretenden entgegeneilte und sich in seine Arme warf.

»Jeanne!« sagte Fresnes in zärtlichem Tone.

»Jeanne!« rief Renaud, indem er sich aufrichtete und während ein Blitz der Freude über sein Antlitz zuckte, »Jeanne! O, nun verstehe ich Alles und Alles wird sich erklären.«

»Aber,« sagte der Graf von Fresnes zu Jeanne, »wie kommt es, daß Du hier bist?«

»Weil ich hierhergekommen bin,« antwortete die junge Dame.

»Hat Frau von Nanteuil Dich hierhergebracht?«

»O nein! Ich bedurfte ihrer nicht, um das Kloster verlassen zu können. Die Frau Aebtissin wußte dies auch, denn heute Abend acht Uhr habe ich mein neunzehntes Jahr zurückgelegt.«

»Aber,« sagte Fresnes, »ich verstehe immer noch nicht.«

»Und dennoch ist es so leicht zu verstehen. In unserem Heiratscontract, den mir der Notar von Tours geschickt hat, befindet sich eine Klausel, welcher zu Folge ich das Kloster mit der Stunde verlassen soll, wo ich mein neunzehntes Lebensjahr antrete.«

»Dieser Heiratscontract,« wiederholte Fresnes mit dem Ausdrucke großer Unruhe, »was wollen Sie damit sagen?«

»Daß es zwecklos ist, dieses Geheimniß noch länger dauern zu lassen. Es hat ja keine Wichtigkeit mehr, da wir einander lieben.«

»Ja, ja, Jeanne, wir lieben einander, aber —«

»Aber ich müßte Dich nicht sehr geliebt haben, wenn ich nicht gewußt hätte, wer Du bist.«

»Wie?« fragte der Graf.

Renaud horchte mit der größten Aufmerksamkeit.

Jeanne lächelte, fuhr mit ihrer kleinen Hand in die Tasche ihres Unterkleides, und zog aus derselben einen zusammengefalteten, in einem großen Couvert steckenden Brief.

»Dieser Brief,« sagte Jeanne, »ist mir im Kloster am 31. des vergangenen Monats, gerade zwei Monate später als die beiden anderen zugegangen, die mir meldeten, daß ich Witwe sei.«

»Daß Sie Witwe seien?« fragte der Graf stutzend.

»Ja,« fuhr Jeanne fort, »der erste, der mich von Ihrem Tode in Kenntniß setzte, war vom Jahre 1782 datirt und von einem Ihrer Freunde geschrieben.«

»Wie heißt dieser Freund?« fragte Renaud, der von dem, was Jeanne sagte, kein Wort verlor.

»Baron von Saint-Vanier.«

»Kennst Du diesen Namen?« sagte Renaud zu seinem Freund.

»Nein,« antwortete dieser ungeduldig, »aber was mich —«

»Laß' doch Mademoiselle sprechen!« unterbrach Renaud, indem er die Hand des Grafen fieberhaft drückte. »Und was war der zweite Brief für einer?« hob er wieder an.

»Der des Notars von Tours, der mich amtlich von dem Tode meines Gemals in Kenntniß setzte.«

»Mein Gott!« sagte der Graf, »was ist an dieser ganzen Geschichte?«

»Ich bitte Dich nochmals, laß' doch Mademoiselle sprechen,« entgegnete Renaud, »jetzt kann alles Leugnen nichts mehr nützen, denn sie hat das Kloster verlassen und wird mit ihrem Gatten leben.«

»Ah!« sagte Jeanne, »jetzt fangen Sie endlich an gut und vernünftig zu sprechen, mein Herr.«

»Dennoch,« sagte Fresnes, »scheint es mir klarer, daß —«

»Schweige!« unterbrach ihn Renaud, indem er sich zu ihm neigte. »Um unserer Ehre und unser beider Glück willen überlasse die Sache mir.«

Dann wendete er sich zu Jeanne.

»Mademoiselle,« sagte er, »ich bitte Sie inständig, die Fragen, die ich an Sie richten werde, ohne Ausnahme zu beantworten.«

»Wie, mein Herr!« rief Jeanne, »Sie wollen ein förmliches Verhör mit mir vornehmen?«

»Mademoiselle, Sie werden sogleich begreifen, warum ich so zu Ihnen spreche. Um Ihrer selbst, um seinet- und ganz besonders um meinetwillen, der ich mich in diesem Augenblick in der schmerzlichsten, peinlichsten, verzweiflungsvollsten und grausamsten Lage befinde, muß ich nähere Umstände erfahren, über welche Sie mir Auskunft geben können.«

»Ich, mein Herr?«

»Er ist mein intimster Freund, mein Bruder,« bemerkte der Graf. »Thun Sie, was er begehrt, Jeanne. Ich bitte Sie auf den Knieen darum.«

»Mein Leben steht auf dem Spiele,« hob Renaud wieder an.

»Nun denn, mein Herr,« sagte Jeanne lebhaft, »dann fragen Sie mich, was ich sagen soll, und ich werde es sagen.«

»O, die Sache ist sehr einfach,« sagte Renaud. »Vor allen Dingen, Mademoiselle, wie heißen Sie?«

»Jeanne von Saumaise.«

»Ist dies Ihr einziger Name?«

»Nein, mein Herr, ich habe in meiner Kindheit noch einen anderen getragen.«

»Was war das für einer?«

»Der meines Vaters. O, Herr von Chastenay kennt ihn sehr wohl.«

»Chastenay!« rief der Graf, »Du —«

»Schweig!« unterbrach der Vicomte, »sprich kein Wort, sondern höre.«

Dann wendete er sich wieder zu Jeanne und fragte weiter:

»Wer war Ihr Vater?«

»Der Baron von Ligueil.«

»Der Baron von Ligueil?« wiederholte der Graf, dessen Gesicht erbleichte. »O mein Gott!«

»Schweig,« sagte Renaud wieder. »Und Sie bewohnten ein Schloß desselben Namens in der Nähe von Tours?«

»Ja, mein Herr; kannten Sie es?«

»Und Ihr Vorname war nicht Jeanne, sondern Antoinette.«

»Ja, mein Herr; aber woher wissen Sie dies Alles?«

»Ich werde es Ihnen sogleich sagen. Jetzt antworten Sie nur.«

»Ach, mein Gott!« rief Fresnes mit dem Ausdrucke der Verzweiflung, »dann ist Alles verloren!«

»Nur Muth!« sagte Renaud, »gehen wir der Sache auf den Grund.«

Sich zu Jeanne wendend hob er wieder an:

»Erlauben Sie mir Sie noch um einige Aufschlüsse zu bitten.«

»Aber was soll ich sagen?« fragte Jeanne, welche unruhig zu werden begann und sich durch den beherrschen ließ, von dem sie noch nicht glaubte, daß er Chastenay sei.

»Entsinnen Sie sich, in welchem Alter Sie Ihre Mutter verloren?«

»Ja. Ich zählte damals drei Jahre.«

»Erinnern Sie sich auch, daß zu jener Zeit Herr von Chastenay der Vater mit seinem Sohne auf Reisen war?«

»O gewiß,« sagte Jeanne, indem sie den Grafen von

Fresnes ansah. »Meine Mutter erzählte mir fortwährend von Herrn von Chastenay. Sie ließ mich für ihn beten und sie nannte seinen Sohn nie anders als meinen kleinen Bruder.«

»Ah, Ihre Frau Mutter beschäftigte sich also mit Herrn von Chastenay?«

»Ja, mein Herr.«

»Und erinnern Sie sich auch der Zeit Ihrer Vermälung?«

»O versteht sich. Diese habe ich mir wohl gemerkt. Ich zählte sechs Jahre, als ich vermält ward.«

Dann wendete sie sich zu Fresnes, dessen Niedergeschlagenheit einen bedenklichen Grad gewann, und sagte:

»Sie entsinnen sich dieser Zeit wohl auch noch?«

»Chastenay entsinnt sich derselben sehr wohl,« bemerkte Renaud rasch, ohne seinem Freund Zeit zum Antworten zu lassen. »Noch denselben Abend wurden Sie in das Kloster gebracht?«

»Ja, in das Kloster der Annunciaten zu Tours, wo mein Vater mich dreimal mit meinem Gatten besuchte. Dann erhielt ich die Nachricht von dem Tode meines Vaters.«

»Und seit jener Zeit haben Sie Ihren Gatten nicht wiedergesehen?«

»Nein, erst dieses Jahr wieder. Ueber zehn Jahre lang wußte ich nicht, ob mein Gatte noch lebte und was aus ihm geworden sei, denn ich erhielt weder Briefe, noch Nachrichten, noch sonst etwas, was die Erinnerung an ihn in mir hätte auffrischen können. Auch hatte ich ihn vollständig vergessen und wußte nicht mehr, wie er aussah. Ich liebte ihn nicht. Erst an dem Tage, wo ich ihn wieder sah

fühlte ich mein Herz schlagen, aber ich wußte nicht einmal, daß es mein Gatte war.«

»Und wann verließen Sie jenes Kloster in Tours?«

»O, dieses Tages entsinne ich mich recht wohl, denn es war in dem Jahre, wo ich zum ersten Male zum heiligen Abendmale gehen sollte, was aber dieses Jahr nicht geschah. Die eben erwähnte feierliche Ceremonie sollte am 30. Juni stattfinden und ich verließ das Kloster schon am 25.«

»Und wer bewog Sie, jenes Kloster zu verlassen?«

»Ein Priester, der Pfarrer, welcher in der Schloßcapelle meines Vaters die Messe las und meiner Mutter in ihrem letzten Augenblicke zur Seite gestanden hatte. Er besuchte mich im Kloster sehr oft und in jenem Jahre 1778 kam er im Monat Juni, weil ein kleines Mädchen von meinem Alter, Pensionärin und Waise wie ich, ganz plötzlich gestorben war. Als er am nächstfolgenden Tage wieder fortging, nahm er mich mit, indem er sagte, er wolle mich in ein Kloster in Paris bringen, weil dies der letzte ausdrückliche Wunsch meiner sterbenden Mutter gewesen sei. Dann zeigte er mir einen Brief von ihr, den sie noch am Tage ihres Todes geschrieben. In diesem Briefe sagte sie, wenn ich Waise würde, wenn ich meinen Vater verlöre, so sollte ich ein Jahr nach seinem Tode seinen Namen ablegen, um den meiner Mutter anzunehmen, und statt Antoinette von Ligueil mich Jeanne von Saumaise nennen zu lassen.«

»Und deswegen führte der Priester Sie aus diesem Kloster hinweg?«

»Ja, mein Herr, blos deswegen.«

»Und er brachte Sie in das Kloster der Blauen Töchter?«

»Ja. Er ließ mich hier blos unter dem Namen Jeanne von Saumaise einschreiben, ohne von meinem anderen Namen etwas zu erwähnen.«

»Und das Annunciatenkloster verließen Sie am 25. Juni 1778?«

»Ja, mein Herr.«

»Und wann traten Sie in das Kloster der Blauen Töchter?«

»Am 10. Juli desselben Jahres.«

»Ah!« sagte Renaud und schien nachzudenken.

Mit energischer Bewegung richtete er sich dann wieder empor und fuhr fort:

»Was ist Ihnen im Kloster der Blauen Töchter begegnet? Ich muß dies durchaus wissen.«

»Nichts, nichts, wenigstens nichts Interessantes,« antwortete Jeanne, »bis zu dem Tage, wo ich die beiden Briefe erhielt. Es war dies in der letzten Woche des Monats Mai. Diese Briefe meldeten mir, wie ich schon gesagt habe, den Tod meines Gatten.«

»Und gab man Ihnen nähere Aufschlüsse über diesen Todesfall?«

»Nein, mein Herr. Man meldete mir denselben blos und theilte mir mit, daß er bereits vor vier Jahren stattgefunden habe. Der Notar schrieb mir in seinem Briefe, die Uebermittlung dieser Nachricht sei durch den Wechsel des Klosters und meines Namens so lange verzögert worden. Nur durch einen Zufall habe Herr von Saint-Vanier die Wahrheit erfahren und den Notar sofort davon be-

nachrichtigt. Auf diese Weise erhielt ich diese beiden Briefe gleichzeitig.«

»Und haben Sie dieselben noch?«

»Ja.«

»Wollen Sie mir sie anvertrauen?«

»Hier sind sie.«

Jeanne reichte Renaud die beiden Briefe. Er ergriff dieselben und las sie mit großer Aufmerksamkeit.

Dann gab er sie dem Grafen, der kein Wort mehr sprach.

»Lies!« sagte er zu ihm.

»Wer hat diesen Brief geschrieben?« fragte der Graf, nachdem er den ersten durchlaufen, welcher »Saint-Vanier« unterzeichnet war.

»Erräthst Du es nicht?« entgegnete Renaud, »die Sache ist doch sehr klar.«

»Ich errathe es nicht. Was ist es für ein Brief?«

»Es ist ein Brief, den Nébouchel selbst geschrieben oder schreiben lassen.«

»Wohl um sich zu rächen? Er wußte also Alles, was Henriette betraf?«

»Wahrscheinlich.«

»O!« rief der Graf mit drohender Geberde.

Dann las er den anderen Brief und sagte:

»Und dieser, weißt Du, von wem er ist?«

»Von dem Schreiber des Notars in Tour,« antwortete Renaud. »Dieser Schreiber ist ein Hallunke, auf dessen Rücken ich einmal eine Reitgerte zerschlagen habe, um ihn für den Schimpf zu züchtigen, den er der Tochter eines meiner Pächter, meiner Pathe, angethan. Deshalb

hat er einen Groll auf mich und wahrscheinlich ist ihm die Gelegenheit, Nébouchel gegen mich zu dienen, sehr willkommen gewesen.«

»Wie, Du glaubst auch, daß Nébouchel diesen Schreiber zu seinem Werkzeug gebraucht hat?«

»O Nébouchel!« rief Fresnes mit drohender Geberde, »Du sollst deine Schändlichkeit schwer büßen!«

»Fängst Du an zu begreifen?« fragte Renaud.

»Ja.«

Renaud war jetzt nicht mehr derselbe, der er seit seinem Weggange aus dem Hotel Roquebrune gewesen. Sein Gemüth ward wieder ruhig und schien einem energisch gefaßten Entschluß zu gehorchen. Er begann klar zu sehen auf dem Wege, der so dunkel gewesen, und da er nun seinen Feind kannte, so besaß er die Tapferkeit eines Kämpfers, der die Gefahr deutlich sieht.

Er warf einen Blick auf seine Uhr.

»Drei Viertel auf eilf!« sagte er bei sich selbst. »Noch zwei Stunden und dann ist Alles geschehen.«

Er wendete seine Blicke auf Jeanne, welche sich unbedingt von ihm beherrschen zu lassen schien.

»Was geschah, nachdem Sie jene zwei Briefe erhalten hatten?« fragte er.

»Am Sonntag, dem letzten Tag des Maimonats,« antwortete Jeanne, »sah ich in der Messe den Mann, den ich lieben sollte, und der mein Gatte war, ohne daß ich es wußte.«

»Aber wie erfuhren Sie es?« fragte Renaud.

»Erst lange nachher. Der erste Brief, den ich empfing, war der, welcher mir in einem Stiefmütterchenbouquet zuge-

schickt ward. Da ich Witwe zu sein glaubte, so dachte ich an eine neue Vermälung und es bedurfte für mich des Briefes, den man mir am 31. August von dem Notar in Tours zustellte, um von der Wahrheit überzeugt zu sein.«

Und ohne Renauds Antwort abzuwarten, zog sie wieder zwei Briefe hervor und setzte, indem sie ihm einen davon reichte, hinzu:

»Dieser ist der, welchen ich am 31. August empfing; den andern erhielt ich erst heute um sechs Uhr im Kloster.«

»Heute! Im Kloster?« rief Renaud lebhaft. »Und von wem ist dieser Brief?«

»Auch von dem Notar in Tours.«

»Die Sache wird immer klarer,« sagte Renaud. Und den ersten Brief ergreifend öffnete er denselben und las ihn laut vor. Der Inhalt war folgender:

»Mademoiselle.

»Da sich mein Gewissen der Fortdauer einer Lüge widersetzt, so will ich Sie über meine Situation aufklären, die durch mich heute vor zwei Monaten in Dunkel gehüllt worden.

»In dem Brief, in welchem ich die Ehre hatte, Ihnen unterm 23. Mai dieses Jahres zu schreiben, meldete ich Ihnen, Mademoiselle, den Tod des Herrn Vicomte von Chastenay, Ihres Gemals. Diese Nachricht war vollständig falsch.

»Herr von Chastenay lebt, befindet sich wohl und hat höchst wahrscheinlich noch zahlreiche glückliche Jahre vor sich. Ueberdies haben Sie Gelegenheit gehabt, ihn selbst zu sehen.

»Ich will mich daher jetzt Ihnen gegenüber mit der

größten Freimüthigkeit aussprechen, damit Sie mir meine Lüge verzeihen und sich ganz besonders nicht in dem Wege irren, welchen Sie einzuschlagen haben.

»Als der Herr Vicomte mich und einen seiner Freunde beauftragte, Ihnen seinen Tod mitzutheilen, gehorchte er einem Gefühl, welches nur ein Beweis von seinem Wunsch ist, Ihnen zu gefallen.

»Sie und Ihr Gemal hatten einander seit wenigstens zehn Jahren nicht gesehen. Es war daher unmöglich, daß Sie, nachdem Sie einander als Kinder verlassen, einander wiedererkennen oder sich auch nur Ihrer Züge erinnern sollten, deren Umgestaltung in der Zeit von der Kindheit bis zum Jugendalter in der Regel eine sehr bedeutende ist.

»Der Vicomte war unruhig und wollte Sie sehen, ohne daß Sie wüßten, wer er sei. Deshalb begann er damit, daß er mir auftrug, Ihnen den Brief zu schreiben, der Sie von seinem Tod in Kenntniß setzte.

»Als er Sie in der Messe sah, empfand er ein so mächtiges Gefühl wahrer Liebe zu Ihnen, daß es sein lebhaftester Wunsch ist, sich mit Ihnen auf immer zu vereinigen. Da er aber Ihre Liebe zu erwerben wünscht, ohne Ihnen von seinen Rechten auf Ihre Zuneigung etwas zu sagen, so will er sich hinter einen andern Namen verstecken, um Sie zu verführen.

»Er hat mir Alles anvertraut und ich halte es für klug, Mademoiselle, Sie zu warnen, um Allem vorzubeugen, was das Glück Ihrer Zukunft stören könnte.

»Herr von Chastenay, der Sie anbetet und der sich Ihre Gegenliebe erwerben will, ohne daß Sie erfahren,

daß er Ihr Gatte ist, hat den Namen seines intimen Freundes, des Herrn Grafen von Fresnes, angenommen.«

»Ha,« rief Fresnes, »nun erklärt sich Alles. Weiter! weiter!«

Renaud las weiter:

»Sobald er überzeugt ist, daß Sie ihn lieben, wird er Sie aus dem Kloster entführen, wie ein echter Verliebter, und Ihnen die süße Ueberraschung bereiten, Ihnen seinen Namen zu sagen, indem er Sie zum Altare führt.

»Ich mache Ihnen diese Mittheilung, Mademoiselle, um Sie in den Stand zu setzen, Ihre Absicht zu erreichen.

»Die einzige Belohnung, welche ich Sie bitte mir für die gute Absicht, die mich leitet, zu gewähren, ist, Herrn von Chastenay nicht vermuthen zu lassen, daß ich Ihnen geschrieben habe.

»Empfangen Sie, Mademoiselle, die Versicherung der größten Hochachtung und Ergebenheit Ihres gehorsamen Dieners »Lebourieux,

Notar zu Tours.«

Indem Renaud diese letzten Worte las, sah er Fresnes unverwandt an.

Dieser nickte ihm zu, neigte sich dann zu Jeanne und sagte:

»Haben Sie zwischen diesem Briefe und dem, den Sie heute empfangen, noch andere in das Kloster zugesendet erhalten?«

»Nein, keinen,« antwortete Jeanne.

»Und eben so wenig ist Ihnen eine Nachricht zugegangen?«

»Ebensowenig.«

»Sie haben blos mich gesehen?«

»Ja, ich habe blos Sie gesehen.«

»Und wer stellte Ihnen diese Briefe zu?«

»Der Gärtner.«

»Also diesem hatte man sie gegeben?«

»Ja.«

»Und der Brief, den Sie heute empfangen haben?«

»Hier ist er,« sagte Jeanne.

Renaud und Fresnes lasen den Brief beide gemeinschaftlich. Derselbe enthielt außer einem Duplicat der Vermälungsurkunde die Jeanne ertheilte Autorisation, Kraft der Bedingungen des Contracts das Kloster in derselben Stunde zu verlassen, wo sie ihr achtzehntes Lebensjahr beendete und das neunzehnte begänne.

Nachdem Renaud und Fresnes gelesen, sahen sie einander noch lange an, indem sie sich schweigend, aber bedeutsam mit den Augen befragten.

»Und was räthst Du?« fragte Fresnes, indem er mit den Augen auf Jeanne zeigte.

»Die reine Wahrheit zu sagen,« antwortete Renaud.

»Das ist auch meine Meinung.«

Renaud erhob sich, näherte sich einem Spiegel und zog eine seidene Schnur.

Sofort öffnete sich die Thür und Dago trat ein.

»Nimm das,« sagte Renaud, indem er dem Neger einen Schlüssel reichte. »Geh' in mein Zimmer und öffne das Möbel, welches zwischen den beiden Fenstern steht. In dem zweiten Schubfach steht ein hölzernes Kästchen. Verstehst Du?«

»Ja, Herr.«

»Dieses Kästchen wirst Du hierherbringen.«

»Das sein Alles, Herr?«

»Ja, das ist Alles. Nun, mach' schnell, daß Du fortkommst.«

Dago verschwand und schloß die Thür hinter sich.

Sechzehntes Capitel.

Der Zug des Herzens.

Langes und tiefes Schweigen herrschte in dem Zimmer, nachdem Dago dasselbe verlassen.

Die Anwesenden waren alle Drei in Betrachtungen versunken.

Jeanne fühlte sich von einer Unruhe erfüllt, die ihren Grund in der ihr bereiteten seltsamen Situation hatte.

Sie betrachtete bald Renaud, bald Fresnes und fragte sich, wie das Alles enden würde. Vergebens aber war sie bemüht, sich diese Frage zu beantworten, und sie wartete mit peinlicher Unruhe.

Fresnes stützte den Ellbogen auf den Tisch und die Stirn in die Hand. Sein Blick war starr und hohl und der Ausdruck seines Gesichts traurig und schmerzlich. Er wagte nicht mehr zu hoffen.

Nur Renaud zeigte eine ruhige, entschlossene Miene. Ein gewaltsamer Entschluß hatte sich in seiner Seele geformt und ein verhängnißvoller Gedanke seinen ganzen Muth wieder angefacht.

»Entweder,« rief er »wird um ein Uhr Gott mich retten, indem er mir die Geliebte gibt, oder ich sterbe!«

Diese Ueberzeugung war für ihn ein wirklicher Trost, denn er liebte Denise zu sehr, um ihr zu entsagen.

Als er den Kopf emporrichtete, begegnete sein Blick dem Jeanne's, der auf ihn gerichtet war. Der Ausdruck in dem Blick der jungen Dame war so sanft und zärtlich, daß sofort eine Erinnerung in Renauds Herzen erwachte.

»O,« dachte er, »wie habe ich dieses junge Mädchen geliebt, als sie meine kleine Schwester war!«

Seine Züge gewannen einen ganz anderen Ausdruck.

Er sah nicht mehr die Person vor sich, welche, weil sie seine Gattin war, sein Glück auf immer vernichtete, sondern er sah jenes schöne, niedliche, anmuthige, schalkhafte Wesen, welches er angebetet und verwöhnt hatte, wie man eine gute, geliebte Schwester liebt und verwöhnt. Ein sanfter Seufzer entrang sich seinen Lippen.

Plötzlich aber verdüsterte sich seine Stirn wieder. Er dachte an den Augenblick, wo er einige Jahre später jene Briefe, die ihm Antoinettens Tod meldeten, empfangen und wo er ausgerufen hatte: »O meine arme Schwester!«

Dieser Gedanke hatte sofort einen zweiten zur Folge.

Er betrachtete Jeanne wieder und näherte sich ihr.

»Mademoiselle,« sagte er in sehr sanftem Ton zu ihr, »haben Sie den Priester, von welchem Sie sprachen, den, welcher der Beichtvater Ihrer Mutter war und Sie aus dem Annunciatenkloster in Tours abholte, jemals wiedergesehen?«

»Nein, niemals wieder seit dem Tage, wo er mich in das Kloster der Blauen Töchter brachte,« antwortete Jeanne.

»Hat er Ihnen geschrieben?«

»Nein, auch nicht.«

»Dann wissen Sie also nicht, ob er noch lebt oder todt ist?«

»Nein, das weiß ich nicht. Aber warum fragen Sie mich dies?«

»Weil eben in Bezug auf diesen Priester eine unerklärliche Thatsache vorliegt, die Sie betrifft.«

»Mich, mein Herr?«

»Ja Sie, Mademoiselle.«

»Aber, mein Gott, was ist es denn?«

»Sie sagten vorhin, Sie hätten das Kloster in Tours am 25. Juni des Jahres 1778 verlassen.«

»Ja.«

»Und in das Kloster der Blauen Töchter sind Sie eingetreten —?«

»Am 10. Juli desselben Jahres.«

»Wohlan, Mademoiselle, zwei Briefe, von welchen der eine von der Aebtissin des Klosters zn Tours und der andere von dem Pater Beichtiger unterzeichnet ist und die beide vom 25. Juni 1778 datirt sind, constatiren, daß Antoinette de Ligueil in dem Kloster der Annunciaten gestorben sei.«

»Zwei Briefe constatiren meinen Tod?« rief Jeanne mit schmerzlichem Erstaunen.

Die Thür öffnete sich und Dago trat wieder ein. Der Neger setzte das Kästchen auf den Tisch und entfernte sich auf einen Wink von Renaud wieder.

Letzterer öffnete das Kästchen, suchte in den zahlreichen in einem Fache desselben liegenden Papieren und nahm zwei Briefe heraus.

»Beide trafen an einem und demselben Tage mit der Post ein,« sagte er. »Hier sind sie.«

Er öffnete die zwei Briefe, legte sie Jeanne vor und sagte:

»Die Formel ist dieselbe.«

In der That lauteten die beiden Briefe, von zwei verschiedenen Händen geschrieben, folgendermaßen:

»An Herrn Vicomte von Chastenay.

»Mademoiselle Antoinette von Ligueil, Ihre Gattin, welche Ihnen am 10. Juni 1775 vor Gott angetraut war, ist am 25. Juni dieses Jahres in den Himmel zurückgerufen worden. Die Personalregister des Klosters constatiren diesen schmerzlichen Trauerfall.

»Beten Sie für die Verewigte.«

»Der eine dieser Briefe ist von der Aebtissin unterschrieben und mit ihrem Siegel bedruckt. Kennen Sie die Handschrift?« fragte Renaud.

»Ja,« sagte Jeanne sehr bewegt, »ich kenne diese Handschrift, denn ich besitze Briefe von der Hand der Aebtissin.«

»Und wie steht es mit dem Briefe des Abbé?«

»Die Handschrift des Abbé kenne ich nicht.«

Dann betrachtete sie Renaud mit dem Ausdrucke des Erschreckens und fragte:

»Wie kommt es, daß Sie diese Briefe besitzen?«

»Sie sollen Alles erfahren, Mademoiselle, wie ich Ihnen gesagt habe,« antwortete Renaud.

»Aber,« sagte Fresnes, welcher die beiden Briefe gelesen hatte, »dieser Inhalt ist so klar, daß er keinen Zwei-

fel übrig läßt. Die Register des Klosters constatiren den Tod des Fräuleins von Ligueil.«

»Aber lebe ich denn nicht?« fragte Jeanne.

»Fräulein von Saumaise lebt,« sagte Renaud, »Fräulein von Ligueil aber ist todt und der Beweis dafür ist, daß die Register zweier Klöster dies constatiren.«

»Aber die Briefe des Notars!«

»Sind gefälscht.«

»Mein Gott!« sagte Jeanne. »Was soll das Alles heißen?«

Sie betrachtete Renaud und Fresnes mit schmerzlichem Ausdruck, faltete die Hände und sagte:

»O ich bitte Sie, sagen Sie mir die Wahrheit.«

»Die Wahrheit!« wiederholte Renaud. »Ich werde Sie Ihnen sagen. Wir alle Drei — Sie, er und — ich sind getäuscht worden.«

»Wie so?«

»Die beiden Briefe des Notars sind gefälscht, sage ich nochmals. Der Vicomte von Chastenay bin ich!«

»Sie, mein Herr!« rief Jeanne.

»Und dieser Herr ist der Graf von Fresnes.«

Jeanne, welche sich erhoben, sank wie vernichtet wieder auf ihren Stuhl zurück.

»Ein und dasselbe Unglück sucht uns mit derselben Härte heim,« hob der Vicomte wieder an. »Sie lieben Fresnes und Fresnes liebt Sie. Ich liebe Denise von Preuilly, die auch mich liebt. Fresnes ist mein bester Freund, mein Bruder. Unser beider Vermälung sollte diese Nacht in derselben Capelle stattfinden. Ha!« setzte er mit heftiger Geberde hinzu, »das Glück war zu groß.«

»Aber,« sagte Fresnes, »diese Briefe haben Werth.«

»Das ist augenscheinlich,« sagte Renaud.

»Können Sie nicht unseren Zwecken gemäß benützt werden?«

»Vielleicht.«

Die beiden Freunde sahen einander an.

»Muth!« sagte Renaud, »denn so können wir nicht leben. Wir wollen kämpfen bis an's Ende.«

»Was sollen wir aber thun?«

»Glücklich sein oder sterben.«

Renaud ergriff, indem er dies sagte, Jeanne's Hand, welche er sanft drückte.

»Verzweifeln Sie nicht,« sagte er. Dann, nachdem er sie lange angesehen, setzte er hinzu:

»Da ich Sie nicht als Gatte lieben kann, so liebe ich Sie wie ein Bruder.«

»Mein Bruder,« entgegnete Jeanne mit tiefer Bewegung; »ach, wie glücklich war ich während der Zeit, wo Sie mich Ihre kleine Schwester nannten!«

»Ich war es auch,« sagte Renaud, indem er sich ihr noch mehr näherte.

Ihre Blicke begegneten sich. Nach ergreifendem Schweigen sagte Renaud:

»Meine Schwester!«

»Ach!« rief Jeanne, indem sie sich die Hand auf's Herz drückte, »wie wohlthuend ist es, sich so nennen zu hören!«

»Mein Gott,« sagte Renaud, »was geht denn in mir vor?«

Er drückte Fresnes die Hand und sagte in fieberhaftem Ton:

»Entsinnst Du Dich noch dessen, was ich Denise, dem Marquis und Dir sagte, als ich von ihr sprach, die ich meine kleine Schwester genannt hatte? So lange sie meine Schwester war, betete ich sie an, und nachdem unsere Vermälung stattgefunden, konnte ich Sie nicht mehr sehen.«

»Und ich,« sagte Jeanne, »ich habe Sie weniger geliebt!«

»Aber,« hob Fresnes wieder an, »warum verlangte Ihre Mutter auf ihrem Sterbebette, daß Sie einen andern Namen annähmen?«

»Das weiß ich nicht,« entgegnete Jeanne.

»Aber gleichwohl ist dies von großer Wichtigkeit.«

»Ja,« sagte Renaud, indem er sich beide Hände auf die Stirne drückte, wie um seine Gedanken besser zu concentriren. »Sie wollte sich des Namens ihres Gatten entäußern. Aber warum?«

Er dachte lange nach. Fresnes that dasselbe und Jeanne, die mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen dasaß, schien ein Gebet zu stammeln.

Renaud richtete den Kopf empor, heftete seinen Blick auf die junge Dame und sagte:

»Während Ihrer beiden ersten Lebensjahre, in der Zeit, ehe ich mit meinem Vater nach Indien abreiste, sagte Ihre Mutter, die, seitdem ich die meinige verloren, mir immer eine Zuneigung bewiesen, deren Andenken niemals aus meinem Herzen entschwinden wird, indem sie mich zum ersten Male an Ihre Wiege treten ließ, zu mir: »Das ist deine kleine Schwester!« Und ich habe Sie niemals anders genannt.«

»Auch ich,« entgegnete Jeanne, »habe stets gesagt: Mein Bruder.«

»Weder Ihre Mutter noch mein Vater dachten jemals an die Möglichkeit einer Vermälung. Dennoch war ich beinahe neun Jahre alt, während Sie noch in Ihrem zweiten standen.«

Renaud lächelte sanft bei der Erinnerung, die in ihm erwachte.

»Ach,« sagte er mit einem Seufzer, »ich liebte sie sehr, meine kleine Schwester.«

»Auch ich,« sagte Jeanne, »liebte meinen Bruder.«

»Ich kannte nur eine Freude, ein Vergnügen, einen Gedanken, eine Beschäftigung — meine Schwester.«

»Mein Gott!« murmelte Jeanne tief ergriffen und ohne ein Auge von Renaud verwenden zu können.

Die wohlthuenden Erinnerungen an die Vergangenheit erwachten auch in ihrem Herzen.

»O,« hob sie mit sanftem Lächeln wieder an, »als Sie aus Indien zurückkamen, war ich größer geworden, denn ich zählte acht Jahre. Wie schmollte ich Ihnen, wenn Sie ohne mich spazieren ritten.«

»Und wenn ich zurückkam, vergaßen Sie Ihr Schmollen und streckten mir Ihre kleinen Hände entgegen, damit ich Sie nähme und auf den Hals meines Pferdes setzte. Ach, von Furcht wußten Sie nichts.«

»Nein, gewiß nichts,« sagte Jeanne, deren Wangen sich rötheten.

Renauds Blicke fielen auf die beiden Briefe.

»O,« sagte er zusammenzuckend, »als ich die Briefe empfing, die mir Ihren Tod meldeten, galt mein Schmerz

nicht meiner Gattin, sondern ich rief weinend: »Meine Schwester! Meine arme Schwester!«

Jeanne und Renaud hatten sich mit unfreiwilliger Bewegung genähert. Ihre Blicke hafteten aneinander, ohne sich trennen zu können.

Plötzlich verklärten sich Renauds Züge. Er ergriff die Hand seines Freundes, stellte sich mit ihm vor Jeanne und fragte:

»Wo ist Ihr Gatte?«

Ueberrascht und dem Zuge des Herzens folgend näherte Jeanne sich mit rascher Bewegung dem Grafen.

»Ha!« rief dieser, indem er auf die Kniee niedersank.

»Und wo ist dein Bruder?« fragte Renaud wieder, indem er die Arme ausbreitete.

»Ach!« rief Jeanne, indem sie, in einen Thränenstrom ausbrechend, sich in die ihr entgegengebreiteten Arme warf.

Renaud drückte sie an sein Herz und sagte:

»Meine Schwester!«

»Gott segnet seine Kinder!« sagte eine feierliche Stimme.

Die Thür hatte sich geöffnet und ein Priester stand auf der Schwelle, welcher mit feierlicher Geberde des Segenspruchs die Hände ausstreckte.

»Mein Vater!« sagte Jeanne, indem sie niederkniete.

Renaud verneigte sich tief.

»Ihre Gattin ist gestorben,« sagte der Priester, indem er näher trat, »und die, welche Gott Ihnen schickt, ist Ihre Schwester.«

Hinter diesem Priester, einem Greis mit weißem Haar

und frommer Miene, näherte sich der Admiral von Suffren, welchem Dago folgte.

Der Priester überreichte Renaud ein zusammengefaltetes Pergament und sagte in feierlichem Tone:

»Hier ist die Beichtacte der frommen Frau, welche jetzt im Himmel weilt und die in dem Augenblick, wo sie im Begriff stand, dem Rufe Ihres Schöpfers zu folgen, mir den Auftrag ertheilte, Ihnen diese Schrift in der Stunde zuzustellen, wo Jeanne von Saumaise, ihre Tochter, ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt haben würde.«

Renaud ergriff ehrerbietig das Pergament und schlug es mit zitternder Hand auseinander. Nachdem er es mit tiefer Bewegung und unter Thränen gelesen, kniete er nieder, um es dem Diener des Herrn zurückzugeben.

Der Priester segnete ihn. Renaud erhob sich langsam und näherte sich dann Jeanne. Er schloß sie in seine Arme, küßte sie auf die Stirn und sagte:

»Meine Schwester.«

Dann bot er, indem er Jeanne noch mit einem Arm umschlungen hielt, die andere Hand dem Grafen und hob lächelnd wieder an:

»Du siehst wohl, daß Du mein Bruder sein solltest.«

Und er legte seine Hand in die Jeanne's.

»O!« sagte Fresnes mit einer überwallenden Freude, welche seine Züge verklärte, »das Glück ist wieder da.«

Renaud führte seine Schwester dem Admiral von Suffren entgegen, der diesem rührenden Auftritt mit einer Freude beiwohnte, die sich unverkennbar in seinem schönen Antlitz malte.

»Herr Admiral,« sagte Renaud, »es freut mich, daß

Sie hier sind, der Sie mich aus meiner ersten Gefahr retteten. Meine Gattin wird Ihnen für die Rettung aus der gegenwärtigen danken. An Dir, meine Schwester, ist es, deiner Liebe und Dankbarkeit Ausdruck zu leihen.«

Und er schob Jeanne mit sanfter Gewalt nach dem Admiral hin, der sie, ebenso wie er mit Denise gethan, mit väterlicher Liebe auf die Stirn küßte.

»Bei Gott!« sagte er, indem er Renaud kräftig die Hand drückte, »ich habe in diesen beiden letzten Stunden mehr gelitten als in einem viertägigen Sturm. Nun aber bricht das schöne Wetter wieder an und der Wind ist günstig und gestattet uns in den Hafen einzulaufen.«

Dago hatte sich schüchtern genähert und seine Blicke auf Jeanne geheftet.

Renaud sah ihn und indem er lächelnd seine Schwester auf ihn aufmerksam machte fragte er:

»Kennst Du ihn?«

»Dago?« entgegnete Jeanne. »Ja wohl! Als ich noch ein kleines Mädchen war, that er Alles, was ich wollte.«

»Er wird es wieder thun.«

Jeanne lächelte ihn an und sagte:

»Guten Tag, Dago.«

Der Neger, welcher niedergekniet war, küßte den Saum des Kleides der jungen Dame und murmelte:

»Kleine Herrin meine!«

»Ah,« sagte Jeanne, »er erinnert sich noch des Namens, den er mir zu geben pflegte.«

Die Mitternachtsstunde schlug.

Renaud zuckte zusammen und ein Ausdruck des Glücks und der Freude verklärte sein Antlitz.

»Ich werde leben!« sagte er, indem er dem Admiral die Hand drückte.

Dann näherte er sich ehrerbietig dem Priester.

»Mein Vater,« sagte er, »Sie, der Sie sich bei Gott für uns verwendet haben, rufen Sie nun auch den Segen des Himmels auf unseren Bund herab.«

Siebzehntes Capitel.

Vier Glückliche.

Auf der Uhr des Hotels Roquebrune schlug es halb eins.

In diesem Hotel war Alles traurig und schweigsam. Dennoch waren die Höfe, die Vorhallen und die Salons von einer wogenden Menge vornehmer Damen, schöner Cavaliere und zahlreicher Diener angefüllt.

Beinahe alle aber verhielten sich unbeweglich. Unruhe stand auf allen Gesichtern geschrieben; Seufzer entrangen sich Aller Lippen und die Hoffnung schwand mit jeder Minute immer mehr.

Frau von Nanteuil brachte aus der Capelle, wo sie seit zwei Stunden gebetet, Denise zurück, die, bleich, leidend und zitternd, ihre Kräfte sich immer mehr erschöpfen fühlte.

Kein Wort war laut gesprochen worden; feierliches Schweigen herrschte überall und peinliches Harren malte sich in Aller Blicken.

Plötzlich, mitten unter diesem Schweigen, hörte man ein dumpfes, immer stärker werdendes Rollen.

Unter allen Anwesenden gab sich mit einem Male eine und dieselbe Bewegung kund, und der Marquis von Roquebrune, der bis jetzt seine Ruhe zu behaupten gewußt, ließ sich einen langen Seufzer entschlüpfen.

Denise athmete nicht mehr.

Der Augenblick war für Alle ein ergreifender.

Bei dem lauten Getöse der rasch in den Hof einfahrenden Wagen erbebten Aller Herzen von lebhafter Bewegung. Diese Schnelligkeit der Ankunft flößte mehr Hoffnung als Täuschung ein.

Ein freudiges Murmeln ließ sich draußen hören und die Thür öffnete sich.

Renaud trat mit leuchtendem Gesichte ein. An seinem Arme hing Jeanne, welche er auf Denise zuführte, indem er sagte:

»Hier ist meine Schwester, die ich todt glaubte.«

»Ah!« entgegnete Denise, welcher sich eine Last vom Herzen zu wälzen schien.

Sie ergriff Jeanne's Hände und umarmte sie mit überwallendem Gefühle, indem sie ebenfalls sagte:

»Meine Schwester!«

Fresnes stand neben ihr.

Alle Anwesenden waren bewegt und man hörte ein freudiges harmonisches Murmeln. Die Frauen umringten Denise und Jeanne, welche, beide schön, keinen Vergleich miteinander zu fürchten hatten.

Frau von Nanteuil, mit welcher Renaud gesprochen,

während der Admiral von Suffren mit dem Marquis sprach, ergriff Jeanne's Hand und sagte:

»Dein Brautkranz befindet sich in meinem Zimmer. Komm, mein Kind, ich will selbst deine Toilette beenden helfen.«

»O,« sagte Denise, »ich will bei meiner Schwester sein, die ich nicht mehr verlasse.«

Und Frau von Nanteuil nahm die beiden jungen Damen, jede bei einer Hand, und führte sie hinweg, indem sie sagte:

»Kommt, meine Nichten.«

»Ach!« sagte Jeanne mit sanftem Lächeln, »diesen Morgen war ich noch ohne Familie, und heute Abend habe ich eine Schwester, eine Tante, einen Bruder, einen Gatten!«

Alle Drei verließen den Saal, während die Anwesenden ihnen lächelnd nachschauten.

Eben so stumm und traurig, als es noch einige Minuten vorher in dem Hotel gewesen, eben so heiter, lustig und geräuschvoll ging es jetzt darin her.

Renaud, dessen Blicke Denise und Jeanne bis zu ihrem Verschwinden gefolgt waren, kam wieder zu Herrn von Roquebrune zurück und streckte ihm beide Hände entgegen.

»Mein armer Sohn,« sagte der Marquis, »der Admiral hat mir gesagt, was Du gelitten hast.«

»Ja,« antwortete Renaud, »aber mein Entschluß war gefaßt. Um ein Uhr erwartete ich die Vereinigung mit Denise oder den Tod. Ich liebe Denise zu innig, als daß ich ohne sie leben könnte.«

»Dann, mein Freund, wenn Gott mich zu sich ruft,

werde ich zufrieden sterben, denn ich werde Denise beglückt zurücklassen. Dies ist mein ganzer Trost.«

Dann drehte der Marquis sich zu dem Grafen von Fresnes herum.

»Auch Sie müssen viel gelitten haben, mein theurer Freund,« sagte er, indem er ihm die Hand drückte.

»Ja,« sagte Fresnes, »Renaud aber hat uns Alle gerettet. Ohne ihn wären wir verloren gewesen.«

»Bah!« sagte Renaud, »wir haben unsere Schmerzensschuld bezahlt. Nun lebe das Glück! das unserige ist vollständig.«

»Das meinige nicht ganz,« sagte der Graf.

»Warum nicht?«

»Es fehlt mir noch etwas.«

»Und was ist dieses Etwas?«

»Ich möchte Nébouchel an der Spitze meines Bratspießes sehen.«

»Bist Du ein Freund von so schlechtem Braten?« fragte Renaud, indem er sich auf dem Absatze herumdrehte.

Er sah sich Henrietten gegenüber, welche auf ihn zukam.

»Ich habe meinen Platz verlassen, damit Sie mich wieder nach demselben führen möchten,« sagte sie lächelnd.

Renaud bot ihr die Hand.

»Glauben Sie nicht,« sagte sie, indem sie sich fächelte, »daß ich bei den Behelligungen, welchen Sie ausgesetzt gewesen sind, die Hand mit im Spiel gehabt habe?«

»Sie, Madame?« sagte Renaud. »Nein, an Ihnen habe ich nie gezweifelt. Bin ich übrigens nicht Ihr Freund?«

»Ja wohl, ich besitze großes Vertrauen zu Ihnen.«

»Dann, meine liebenswürdige Freundin, antworten

Sie mir mit Offenheit. Liegt Ihnen etwas daran oder nicht, daß dieser gute Nébouchel, Ihr ausgezeichneter Gemal, aufgespießt werde?«

»Aufgespießt? Er?« sagte Henriette, »von wem denn?«

»Von wem?« wiederholte Renaud. »O ganz einfach von dem Grafen von Fresnes.«

Henriette hatte nicht Zeit zu antworten. Ein lautes Gelächter ließ sich hinter ihr hören.

Neugierig drehte Renaud sich um.

»Ach!« sagte er, »das ist ja Coigny!«

»Bist Du wieder da, mein Freund?« sagte der Herzog.

»Auf jeden Fall ist er schneller gewesen als Sie,« bemerkte Henriette.

»Meine schöne Göttin,« antwortete Coigny, indem er sich neben die Baronin setzte, »ich hatte auch ganz andere Geschäfte zu besorgen als Chastenay. Eins davon war ganz besonders schwierig.«

»Und was war das für eins?«

»Das, welches Nébouchel betrifft.«

»Nébouchel!« sagte Renaud. »Wäre es für Dich nicht nteressant, wenn man ihm ein wenig kaltes Eisen zu kosten gäbe?«

»Aber wer soll das thun?«

»Mein Freund Fresnes.«

»Nun dann rufe ihn, damit ich ihm sagen kann, wo er ihn findet.«

Renaud winkte Fresnes, der sofort herbeikam.

»Setzen Sie sich,« sagte der Herzog, »damit ich Ihnen eine Geschichte erzähle. Sie sagen also, mein lieber Fresnes,

daß Sie diesen lieben Rébouchel Bekanntschaft mit der Spitze Ihres Degens machen zu lassen wünschen?«

»Ja,« sagte der Graf, »und zwar so schnell als möglich.«

»Morbleu, lieber Freund, man muß Alles abwarten.«

»Aber wie lange soll ich warten, wenn ich fragen darf?«

»Wenigstens sechs Monate.«

»Wie?«

»Eher können Sie ihn nicht sehen, dafern nicht —«

»Was wollen Sie sagen?«

»Dafern ich mich nicht, wenn es Ihnen angenehm sein kann, zu Ihren Gunsten des zweiten Verhaftsbefehls bediene, welchen mir mein Freund, der Herzog de la Brillière, ausgestellt hat.«

»Wie? Einen Verhaftsbefehl?« fragte Henriette. »Wo ist Herr von Rébouchel denn?«

»Ich will es Ihnen sagen, meine reizende Freundin. Denken Sie sich, daß ich heute Abend, als Sie mich fortschickten, um Chastenay zu suchen, auf die glückliche Idee kam, Picard, dem Kammerdiener Ihres lieben Gemals, fünfzig Louisd'or zu schenken. Dadurch löste ich ihm gerade zur rechten Zeit die Zunge und erfuhr, daß Rébouchel eine Schändlichkeit nach der andern begangen und sich in irgend ein Loch verkrochen hat, ohne Zweifel aus Furcht, daß der Graf von Fresnes ihm den Degen durch den Leib renne. Picard ist ein sehr kluger Mann und ich bitte Sie, theuerste Freundin, ihn im Dienste seines Herrn zu lassen, anstatt ihn in den Ihrigen zu nehmen, was weit weniger bequem sein würde. Doch dies blos beiläufig. Kehren wir jetzt zu Rébouchel zurück. Da ich nach dem, was ich erfahren, selbst fürchtete, daß Fresnes ihm zu Leibe gehen

würde, so wollte ich ihn vor dieser Gefahr bewahren, und da ich den mir in blanco ausgestellten Verhaftsbefehl mit dem Namen des Barons von Nébouchel ausfüllte, befindet er sich zu dieser Stunde, wo ich die Ehre habe mit Ihnen zu sprechen, in der Bastille sicher hinter Schloß und Riegel.«

»Mein Gemal ist in der Bastille?« rief Henriette.

»Ja, auf sechs Monate.«

»Zum Teufel!« sagte Fresnes, »dort kann ich ihn nicht aufsuchen, sondern will lieber warten bis zum siebenten und ihn dann vor die Klinge fordern.«

»Somit sind Sie also auf sechs Monate Witwe,« sagte der Herzog lächelnd.

In diesem Augenblick läuteten die Glocken der Capelle.

Renaud und Fresnes, deren Mienen von Glück strahlten, lenkten ihre Schritte nach der Mitte des Salons, wo der Marquis von Roquebrune mit dem Admiral von Suffren plauderten.

»Wenn Nébouchel sechs Monate Bastille hat,« sagte Renaud, »so kannst Du deinen Degen in der Scheide lassen.«

»Ja, wenn er nicht eher herauskommt. Außerdem —«

Der Graf konnte nicht ausreden, denn seine und Renauds Blicke waren auf die Thür geheftet, zu welcher Denise und Jeanne wieder eintreten sollten, und diese Thür öffnete sich jetzt.

Die beiden jungen Damen, blendend in ihrer Schön-

heit und weißen Brauttoilette, kamen Hand in Hand näher, während die Marquise von Nanteuil ihnen folgte.

Chastenay und Fresnes, deren Herzen gewaltig pochten, warteten bei Herrn von Roquebrune, welcher die beiden Bräute anlächelte.

Denise und Jeanne durchschritten mit gesenkten Blicken und hochgerötheten Wangen den Salon in schräger Richtung und nahmen die Begrüßungen und Glückwünsche der Anwesenden entgegen.

Die Glocken läuteten.

Als die beiden jungen Damen sich dem Marquis genähert hatten, bat dieser den Admiral von Suffren, Denise's Hand zu nehmen, um sie zum Altar zu führen, während er selbst Jeanne die seinige anbot.

Die von dem Vicomte von Chastenay und dem Grafen von Fresnes begleitete Marquise von Nanteuil folgte den beiden Bräuten.

Der Zug erreichte die große in den Wartesaal führende Thür und verdichtete und verlängerte sich hier durch jede sich anschließende Gruppe.

Ein von sämmtlichen, Armleuchter tragenden, Dienern gebildetes Spalier führte von der Vorhalle nach der Capelle, die sich in dem Hauptgebäude befand, welches den Hof vom Garten schied.

Die Glocken läuteten und die, nach der damaligen Mode, wie ein Betstübchen ausgeschmückte Capelle war glänzend erleuchtet.

Der Priester und der ehrwürdige Abbé, welche den Frieden mitten in die Gefahr gebracht, standen von den Chorknaben umgeben auf der letzten Stufe und erwarteten

die Brautpaare, um sie an den Altar zu führen und hier den Segen des Himmels auf sie herabzuflehen.

Wie sollen wir diese Erzählung während dieser zweifachen Hochzeitnacht beenden?

Dadurch, daß wir schreiben, was unsere Väter gern lasen:

Sie wurden glücklich und hatten viele Kinder.

Amen!

Ende.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.